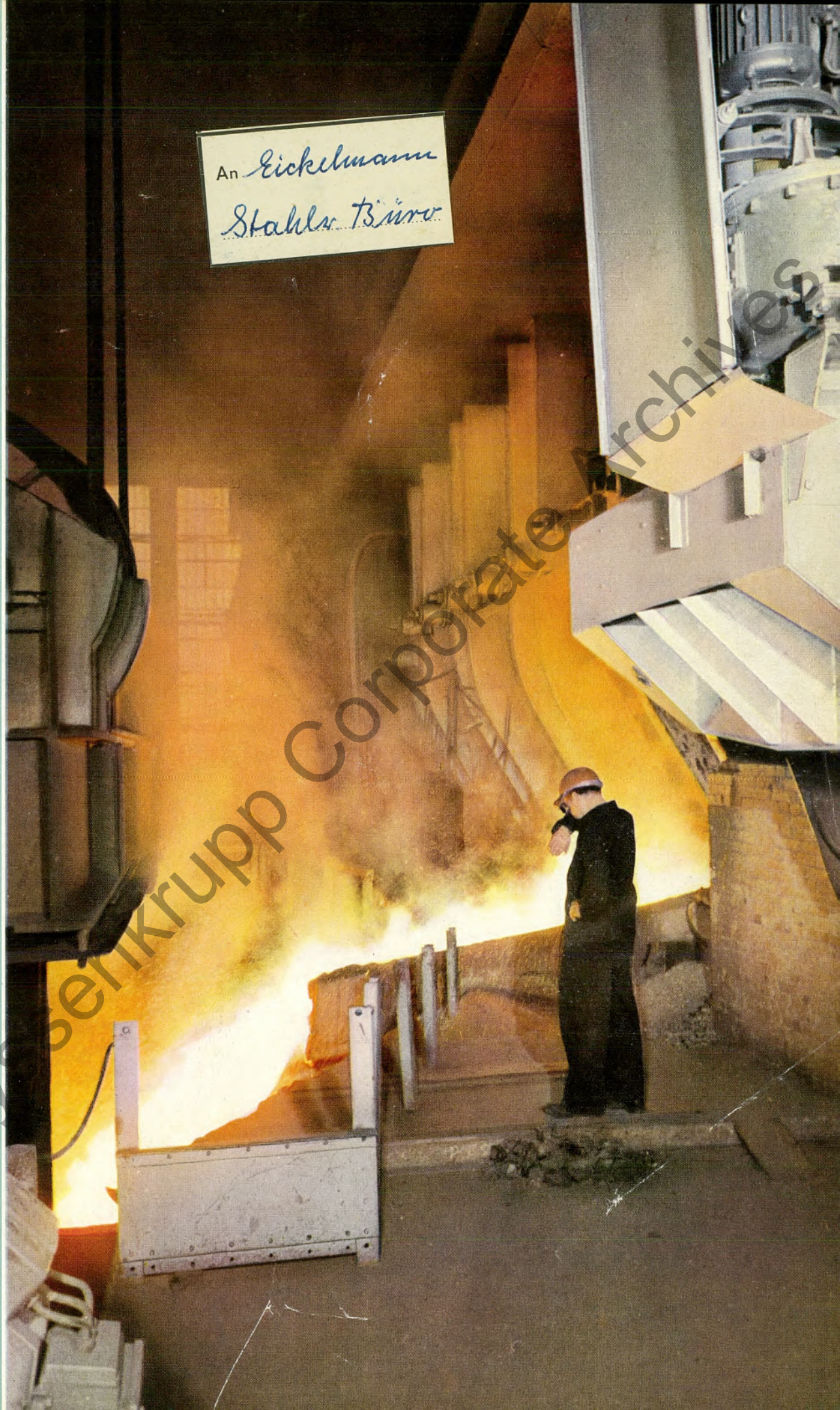




WESTFALENHÜTTE

NUR FÜR WERKSANGEHÖRIGE · 11. JAHRGANG
NR. 8 · AUGUST 1959 · POSTVERLAGSORT DORTMUND



An *Eickelmann*
Stahls Büro



WESTFALENHÜTTE

Werkzeitschrift der
Hoesch-Westfalenhütte AG, Dortmund

11. Jahrgang - Nr. 8 - August 1959

Aus dem Inhalt:

Kaufmann und Techniker
Der Chef und ich
Frauen im Werk
Der Mensch ist die Quelle der Kraft
Otto Volkmann †
Der Betriebsrat gibt Bericht
Wir bauen ein Gesundheitshaus
Geld — richtig anlegen
Kumpel Florian
Man kann auch einen Elefanten essen
Ehrentafel
Wir kommentieren
Technik und Produktion
Blick in die Presse
Unser Briefkasten
Das interessiert die Frau
Unsere Mode
Die Jugend fährt in die Welt
Unsere Kinder fahren ins Grüne
Brief der Kinder
Über eine Million
Hermann Danielzik wurde Zweiter
Das Wandern, Ofenmannes Lust
Georg Labonté
Georg Grimmenstein
Unsere offene Tür
Unfälle
Unsere Borussen
Aus unserer Heimat (Wasserburgen)
Lockendes Spanien
Schachklub
Unser Rätsel
Kurz gelacht
Hüttenkieker

Herausgeber: Hoesch-Westfalenhütte AG,
Dortmund;
verantwortlich:
Arbeitsdirektor Alfred Berndsen,
Dortmund, Eberhardstraße 12
Chefredakteur: Johannes Hoischen
Allgemeiner Teil: Walter Behrendt
Dortmund, Stahlwerkstraße 119
Expedition: Pressestelle,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119
Gen. v. Wi.-Min. NRW. 7100/III 775 v. 18. 2. 1949
Druck: Westfalendruck, Dortmund
Auflage: 20 000
Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir,
vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen.
Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem
Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Be-
triebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnete
Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche
Auffassung des Verfassers. Die pressegesetzliche
Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird
voll übernommen.
Kostenlose Abgabe an die Betriebsangehörigen



KAUFMANN UND TECHNIKER . . .

Die alte, ungelöste Streitfrage, ob zuerst das Huhn oder das Ei geschaffen wurde, findet in der Frage nach der bevorzugten Wertigkeit des Ingenieurs oder des Kaufmanns eine Parallele, die sich gleichfalls nicht vereinigen und lösen läßt.

Wäre der Ingenieur nicht, so könnte der Kaufmann keine industriellen und gewerblichen Erzeugnisse umsetzen, und wäre der Kaufmann nicht, so würde die industrielle und gewerbliche Erzeugung mangels Absatzes sinnlos sein.

Das ist eine ganz einfache, leicht faßbare Überlegung, die so alt ist, wie die beiden sich ergänzenden, aufeinander angewiesenen Berufsstände alt sind, nämlich Jahrhunderte vor der Zeitrechnung, als der Mensch über den eigenen Bedarf hinaus Güter und Geräte erzeugte und für entsprechende Gegenwerte veräußerte.

Es wird gesagt — und die Erfahrung gibt dem recht —, daß ein guter Ingenieur selten oder nie ein guter Kaufmann und umgekehrt ist. Es ist eine Tatsache, daß große, ingenios begabte Erfinder, die durch ihre schöpferische Phantasie hohe Kulturwerte hervorbrachten, vielfach in Not und Elend gerieten und keine materiellen Gewinne erzielten, während wagemutige und spekulative Kaufleute darauf Weltunternehmen gründeten. Das ist durchaus richtig und beweist einmal mehr, wie eng die berufliche Verflechtung des Ingenieurs und des Kaufmanns ist.

Jede hochwertige Ingenieurleistung

ist ein ebenso bedeutsamer technischer wie auch kaufmännischer Erfolg. Einige Beispiele sollen diese Feststellung bestätigen:

Rund zwanzig Jahre war die elektrische Glühlampe, die der deutsche Optiker *Heinrich Göbel* erfunden hatte, bereits alt, ohne daß sie der weiten Öffentlichkeit bekannt wurde. Erst als der Amerikaner *Thomas Alpha Edison* die Nacherfindung der elektrischen Glühlampe einer kaufmännisch geleiteten Verwertungsgesellschaft übergeben hatte, wurde das neue Licht zum Allgemeingut. Der Tiroler Zimmermann *Peter Mitterhofer* konnte mit seiner Erfindung der Schreibmaschine mangels kaufmännischer Kenntnisse ebensowenig anfangen wie der österreichische Schneidermeister *Joseph Madersperger* mit seiner Erfindung der Nähmaschine.

Der deutsche Ingenieur *Siegfried Marcus* hatte zwar das erste brauchbare Automobil mit einem Verbrennungsmotor gebaut, aber kommerziell konnte er seine bemerkenswerte Leistung nicht ausnutzen.

Der deutsche Ingenieurstudent *Paul Nipkow* hatte wohl den großartigen technischen Einfall der spiralig gelochten Metallscheibe zum Abtasten von ferngefunken beweglichen Objekten, aber der Fernseher war damit noch lange nicht praktisch verwirklicht.

Diese Beispiele könnten beliebig vermehrt werden. Sie beweisen, daß der Ingenieur, ganz auf sich gestellt, keinen Nutzen aus seinen Geistesschöpfungen zu ziehen vermag. Ausnahmen bestätigen die Regel! Und eine noch so großartige technische Erfindung ist sinnlos

und zwecklos, wenn sie nicht verwertet wird, wenn sie nicht auf dem Markterscheint und ihr Wert nicht materiell bestätigt wird.

Obwohl der Ingenieur meist ein schlechter Kaufmann ist, bestätigen auch hier Ausnahmen nur die Regel!

Der sogenannte Ingenieurkaufmann

ist durchaus keine neuere Berufsbezeichnung. Große und erfolgreiche Ingenieurkaufleute, die es verstanden haben, ihre geschäftlichen Interessen wahrzunehmen und großen Nutzen aus ihren technischen Erfindungen und Entwicklungen zu ziehen, waren *Werner Siemens*, der die Dynamomaschine erfunden hat und die erste elektrische Straßenbahn baute, *Emil Rathenau*, der das elektrische Glühlicht auf dem europäischen Kontinent einführte und die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft (AEG) gründete, *Gottlieb Daimler* und *Carl Benz*, die, zunächst völlig unabhängig voneinander, auf Grund ihrer Erfindungen Automobilfabriken errichteten und viele andere.

Die Weltgeltung der Technik und jeder nationalen Technik im besonderen wäre undenkbar, wäre völlig unmöglich, wenn nicht geschulte, weitsichtige und wagemutige Exportkaufleute den technischen Leistungen die Märkte erschlossen und oft unter den denkbar größten Schwierigkeiten eroberten. Dabei mußten nicht selten große materielle Opfer in Kauf genommen werden, die den Erfolg auf des Messers Schneide brachten.

Die Lebenswege großer Kaufleute

und Exporteure sind deshalb nicht minder dramatisch und bewegt verlaufen wie die großer Ingenieure, wenn sie auch meist der großen Öffentlichkeit verborgen blieben.

So mancher dieser Vorkämpfer des technischen Fortschritts hat sein ganzes Vermögen, seinen ganzen Besitz zur Durchsetzung einer bedeutenden, aber zunächst unbekannten und verkannten Ingenieurleistung aufs Spiel gesetzt und das gewagte Spiel nicht selten verloren! Hier haben sich oft menschliche Tragödien abgespielt, die mit Not und Elend und frühzeitigem Tod endeten.

Denn der Erfinder ist mit seinen Gedanken von seiner technischen Aufgabe und ihrer Lösung gefesselt. Er kennt deshalb die Tragweite der kaufmännischen Möglichkeiten seiner Erfindungen nicht, oder — was noch schlimmer ist — er überschätzt sie oft maßlos.

Der Kaufmann kann in den seltensten Fällen den technischen Wert einer Erfindung voll ermessen oder begreifen, aber er schätzt den kaufmännischen Nutzen, den sie bei geschickter Marktbeeinflussung, bei richtiger Werbung und ausreichendem materiellen Einsatz erzielen kann, ein und wagt das damit stets verbundene, nicht geringe Risiko.

Es gibt keine Wertunterschiede zwischen der Leistung des Ingenieurs und dem Handeln des Kaufmanns. Beide sind bei der Durchführung ihrer Aufgaben gleichwertig und gleich wichtig.

. . . ZIEHEN AM GLEICHEN STRANG

DER CHEF UND ICH

Vorgesetzte hat es immer schon gegeben, und das Thema hie Chef — hie Mitarbeiter ist so alt und doch immer wieder so neu wie das Problem der Ehe: Hier wie dort nimmt es einen beherrschenden Raum im Leben der meisten ein, hier wie dort stehen sich anfänglich zwei fremde Menschen gegenüber, die nun ein Schicksal zusammenleben läßt. Nun ist zwar die Ehe gemeinhin mehr eine Sache des Gefühls, und man sucht sich den Partner fürs Leben aus — den Chef, den Vorgesetzten, dagegen muß man nehmen, wie er ist. Bei den beiden Verbindungen jedoch finden sich drei gleiche, wichtige Faktoren, die die wesentlichen Voraussetzungen für jede gute Gemeinschaft sind:

Vertrauen, Verstehen, Verzeihen!

Und damit ist man eigentlich schon beim „Eigentlichen“ einer Betrachtung über die Beziehungen: Chef — Mitarbeiter oder umgekehrt. Setzt man nämlich die beruflichen Selbstverständlichkeiten — wie Pünktlichkeit, Können, Fleiß und Ehrlichkeit — voraus, dann dürfte es in diesem gegenseitigen Verhältnis nicht so leicht eine Trübung geben. Und doch scheint gerade hier oft und gern eine deutlich spürbare Lücke zu sein, ein Loch, das nur ausgefüllt werden kann mit den bewußten drei V, mit Verstehen, Vertrauen, Verzeihen. Und zwar von beiden Seiten, denn wir alle sind Menschen, auch die Vorgesetzten. Menschen mit Schwächen und Fehlern, die ein Verstehen verlangen. Das Wissen um die kleinen Unzulänglichkeiten im Leben, die einem oft selbst genug widerfahren. Jeder steht schon einmal mit dem linken Fuß zuerst auf, nicht jeder Tag ist stimmungsmäßig gleich wie der andere. Alle haben irgendwann einmal Sorgen mit der Familie oder dem Finanzamt. Und — nicht immer bewegen auch den Partner just dieselben Ereignisse und Vorgänge, die einem selbst so wichtig und dringend erscheinen. Ein Vorgesetzter hat nun einmal mit vielen Menschen zu tun, die alle auf ihre Art etwas von ihm

wollen, fordern, verlangen,

die ihn mit den verschiedensten sachlichen

und auch privaten Dingen beschäftigen. Kein Wunder, wenn dann in der Geschäftigkeit des Werktages nicht immer ein Wort ruhig und friedlich wie das andere ist. In vielen Fällen hat das gar nichts mit der augenblicklichen Angelegenheit zu tun. Der Vorgesetzte hat nur zuviel im Kopf — vielleicht hat er sich kurz zuvor über einen Kollegen geärgert oder selber wiederum von seinem Vorgesetzten einen Ruffel bekommen! Wenn man diese vielen Möglichkeiten bedenkt, dann nimmt man auch nicht alles gleich persönlich auf, dann zeichnet man sich kein falsches Bild von ihm und bekommt vor allem keine verkehrte Einstellung. Dies ist wohl das Wichtigste. Und dieses „Verstehen“ läßt auch leicht „verzeihen“. So bleibt einem jene ruhige, gerade Haltung bewahrt, aus der heraus nur das „Vertrauen“ wachsen kann: das Vertrauen in den Chef als Mensch, in sein fachliches Können, in seine Erfahrung und schließlich auch in seinen größeren Überblick über die Zusammenhänge des Betriebes. Dann sieht man ein, daß es einen Grund haben muß, wenn er dieses oder jenes anordnet, was vielleicht nicht der eigenen Anschauung entspricht, und anerkennt ihn als den Mann mit der größeren Verantwortung.

Sollten aber wirklich einmal

ernste, bedenkliche Meinungsverschiedenheiten

bestehen, dann ist eine ehrliche, offene, klärende Aussprache schon im eigenen Interesse besser als etwa ein passiver Widerstand oder dumme Ignoranz. Wie man in den Wald ruft, so hallt es zurück. Diese alte Volksweisheit gilt gleichermaßen für Mitarbeiter und Vorgesetzte. Keiner arbeitet für sich allein. Alle ziehen „an einem Strang“. Jeder ist auf seinem Platz verantwortlich, und jeder muß sich — ganz gleich, wo er steht — schon gelegentlich etwas sagen lassen. Sogar der oberste Chef. Von seinen Kunden nämlich. Von jenen Leuten, für die der Betrieb schließlich arbeitet und von denen das Wohl und Wehe abhängt für alle — für Chef und Mitarbeiter.

FRAUEN IM WERK

Wir kennen das Bild nur noch vom Hörensagen oder von der Illustration in einer alten vergilbten Zeitschrift: Die zierlich-züchtige junge Dame, die eingeschnürt in überstraffe Mieder inmitten eines mit verschnörkelten Vitrinen, Vertikos, Zimmerpalmen, Nippes und faltenreichen Vorhängen überladenen Raumes an einem Klavier sitzt und mit innig-beseeltem Ausdruck und rosig-zarten Fingern das „Gebet einer Jungfrau“ spielt.

Dieses Mädchen war keine einmalige Erscheinung, sie teilte das Schicksal fast aller Mädchen des Mittelstandes ihrer Zeit, die in der sicheren, behäbig-bürgerlichen Welt ihre Jugend damit verbrachten, häkelnd, stickend und klavierspielend auf den Mann zu warten, den ihnen der Herr Vater nach sorgfältiger Prüfung ins Haus brachte. Dann bekamen sie Kinder, und ihr Leben verlief ruhig in den festen, abgeschlossenen Bahnen eines geordneten Daseins mit genau umrissenen Aufgaben: das Haus zu verwalten, die Kinder zu erziehen und ab und zu auf einer Geselligkeit zu repräsentieren.

Mit den Maschinen,

mit der immer fortschreitenden Technik und dem Wandel der soziologischen und sozialen Verhältnisse, mit der Umschichtung von Wirtschaft und Politik in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts begann praktisch und geistig auch eine Umwälzung, eine neue Lebensart und -form für die Frau. Nicht länger mehr war sie sitzsam nur ans Haus gefesselt — sie trat in das Leben, in die bis dahin den Männern vorbehaltene Welt des Berufes, des Sportes, ja, und sogar auch der Politik. Dann kam der erste große Weltkrieg, und die Frau ersetzte wie selbstverständlich den Schlosser, den Schreiner in der Fabrik, den Schaffner in der Straßenbahn, den Buchhalter im Büro. Aus dem zarten, behüteten Wesen war ein Kollege geworden, der mit beiden Beinen im Leben stand, in einem wirren, harten Dasein, das die Deflation und Inflation, das den zweiten großen Krieg und dann auch noch die juristische Gleichberechtigung brachte.

Und die Männer?

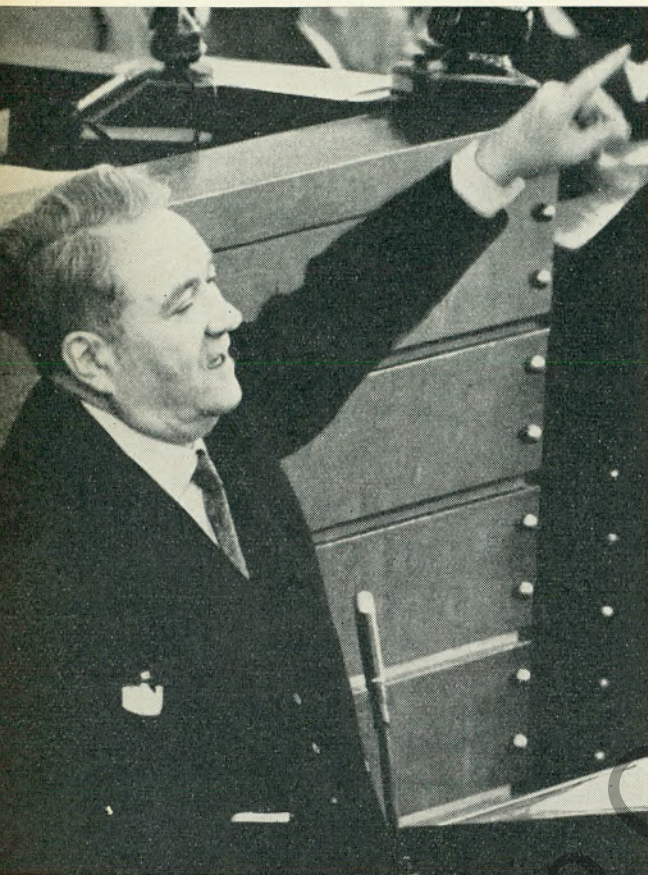
Die Herren der Schöpfung gewöhnten sich einfach an den braungebrannten, lebensstüchtigen, langhaarigen Kameraden im Beruf, sie nahmen ihn so selbstverständlich, daß sie vergaßen, in diesen Frauen da neben sich an der Maschine, am Schreibtisch, am Reagenzglas, am Prüfstand auch noch eine Mutter zu sehen, eine Hausfrau, einen Menschen, der trotz aller äußeren Umstände in seinem Wesen, Denken, Fühlen und Empfinden doch noch eine „Frau“ geblieben war. Mit der Emanzipation, mit der größeren äußeren Freiheit der Frau — die mit den Rechten ihr zugleich auch mehr Pflichten brachte —, verloren die Männer leider gleichermaßen jenen Wesenszug, der zu der Persönlichkeit eines jeden wahren Mannes gehört: die Ritterlichkeit! Von der Achtung, von dem Respekt vergangener Jahrhunderte der Frau gegenüber ist kaum mehr noch etwas übriggeblieben.

Die Frau von heute,

die Kollegin, erwartet keine Galanerien, und ein Betrieb bietet weder Raum noch Atmosphäre dafür. Aber: Entbinden die Gleichberechtigung und der Beruf einer Frau, die meist nebenher auch noch einen Haushalt zu führen hat, die Mitarbeiter von Hilfsbereitschaft, Anstand, Höflichkeit und Takt?

Es sind die kleinen Aufmerksamkeiten und Gesten, die ihr das Gefühl geben, nicht nur ihre Arbeitskraft, sondern immer noch oder trotzdem eine Frau zu sein, die die eigene Schwester, Mutter und oft sogar auch noch die Großmutter sein könnte! Kleine Dinge, über die man nicht sprechen sollte und die man auch nicht anregen kann, weil sie eigentlich so selbstverständlich sein müßten. Kleine Höflichkeiten, die ein Lächeln auf die Züge der Mitarbeiterin zaubern, das ihr und den anderen die Arbeit, den Alltag froher und leichter macht.

PROFESSOR DR. CARLO SCHMID



Der Mensch ist die Quelle der Kraft

Die Menschen früherer Zeiten konnten sich mit ihrer Arbeit und in ihr in Bildern des Schönen und des Heiligen selber Denkmäler setzen. Sie konnten, was sie erschufen, mit allem ausziehen, was in Bild und Gleichnis das Gefüge der Welt darstellt: Ihre Dome, Rathäuser, Zunfthäuser, Tuchhallen zeigten in Bildern von Engeln und Dämonen Szenen der Heilsgeschichte, Gepränge der Kaiserherrlichkeit, was diese Welt mit der oberen und unteren zusammenhält und wie sich diese Welten, einander durchdringend, zu dem einen Kosmos verbinden. Die Bauhütten der Dome stehen nicht mehr... Die Menschen der heutigen Zeit meißeln keine Wasserspeier, kein Maßwerk, keine Engel und keine

Dämonen... Sie bauen keine hochragenden Hallen, keine Türme — sie bauen jeden Tag an dem Fundament, das unser Leben trägt — wie der flache Acker, den der Bauer bestellt und der schmucklos ist, reinstes Zweckwerk, auch wenn einige Blumen stehen —, aber sie sind Orte, an denen alles aufflammen kann, was das Erz, das der Mensch der Erde entreißt, im Feuer seiner Leidenschaft zu schaffen, zu schmelzen und zu hämmern vermag. Ihre Werke sind nüchtern, „Technik“, bloße Zweckmäßigkeit, die sich aller Auszierung, jeder über sich hinausweisenden Deutung verschließt. Da ist auch Schönheit — aber diese Schönheit vermag nur zu befriedigen, wie die Lösung einer

Mathematikaufgabe zu befriedigen vermag: Sie kann Eleganz und Wucht haben, aber sie drückt kein Sein aus, sondern nur Gültigkeit in bezug auf eine gesetzte Aufgabe.

Aber diese Welt ist unsere Welt,

und wir haben recht, sie zu lieben, wie wir recht haben, die Kunst zu lieben, die sie hervorbringt und darin sie sich ausdrückt — und sei es ihre Unsicherheit über den Weg, sei es ihre Leere, sei es ihre Ratlosigkeit... Sie ist nicht unsere ganze Welt, sie ist aber ihr Fundament, und sie wirkt mächtig auf den Stil unserer Lebensordnungen. Ihre Werke stehen unter dem Gesetz der Serie, deren zweites Produkt schon Klischee und Schablone ist. „Form“ ist nur, wo ein eigenes Denkbild waltet, freilich eines, das dem zu gestaltenden Stoffe zugeordnet ist. Überlassen wir diese Welt der Zwecke und ihre Mechanik sich selber, werden wir arm bleiben... Kraft, Tüchtigkeit, der Stolz der Erbitterung, der Stolz der Verbannten sind viel, aber nicht das Letzte, so hoch auch ihr Rang sein mag. Wir sollen sie alle gelten lassen, wir müssen aber durch sie hindurch auf etwas anderes zielen. Die Psyche mag ihre Mechanik haben, die Seele hat keine: In ihr wirken die Gesetze der Schwerkraft nicht absolut. Und so hat die Seele ihre eigenen Ansprüche.

Wo diese nicht ihr eigenes findet, reduziert sich alles auf Quantitäten und deren wechselseitige Beziehungen: Dies ergibt die Welt des Rechenschiebers und ihre Ergänzung durch den Aberglauben.

Dies haben die Stifter der Ruhrfestspiele erkannt. Sie sollten ein lebendiger Aufruf sein, vor der Arbeit und der Befriedigung, die sie dem Tüchtigen gibt, nicht die Seele zu vergessen,

die Seele nicht und nicht den freien Geist!

Die Seele ist aber immer nur Seele des einzelnen — die Seele ist nicht identisch mit den Antrieben und Reaktionen von Kollektiven. Es gibt keine Massenseele, es gibt nur eine Massenmechanik.

Wir müssen deren Gesetzmäßigkeiten erkennen, sonst wird, was wir von der Seele aussagen, nur ins Bodenlose und Leere treffen — bestenfalls wird es für den Menschen im Elfenbeinturm gelten, und das ist nicht der Mensch, den wir meinen, wenn wir sagen, daß der Mensch sich in der Geschichte darstelle.

In dem Koordinatensystem dieser Gesetzmäßigkeiten haben wir den Ort des Menschen und das Diagramm des Waltens seiner Seele zu suchen und zu bestimmen. Die so in ihrem „Ort“ bestimmte Seele ist es, die uns angeht, wenn wir lehren, formen, wenn wir auf dem Weg zum Not-

wendigen in die Freiheit führen wollen. Lassen wir auch hier Schiller sprechen; er sagt: „Ich glaube, daß die einzelne, ihre Kräfte entwickelnde Menschenseele mehr ist als die größte Menschengesellschaft, wenn ich diese für ein Ganzes betrachte. Der größte Staat ist ein Menschenwerk. Der Mensch aber ist das Werk der unerreichbar großen Natur. Der Staat ist ein Geschöpf des Zufalls, aber

der Mensch ist ein notwendiges Wesen,

und durch was sonst ist der Staat groß und ehrwürdig als durch die Kräfte seiner Individualitäten! Der Staat ist nur eine Wirkung der Menschenkraft, nur ein Gedankenwerk, aber der Mensch ist die Quelle der Kraft selbst und der Schöpfer des Gedankens!“

„Der Mensch ist die Quelle der Kraft...“ Diese ist es, die in den Gemeinschaften wirkt: Sie ist es, was die Gemeinschaft selbst wirkt. Ihr Werk hängt von dem Werk der einzelnen Menschen ab, die sie ausmachen. „Nur in dem schönen Gemüt bildet das Ganze sich ab...“ Hat sich der Mensch „gebildet“, dann ist auch der Staat gebildet, dann ist auch die Gesellschaft gebildet, dann ist die Gemeinschaft davor geschützt, zu bloßer Massenhaftigkeit verunstaltet zu werden. Bleibt der Mensch roh oder bloße Natur im Sinn schon ausgewirkter Naturkraft, dann wird auch sein Staat, dann wird auch seine Gesellschaft zu bloßer, schon ausgelebter Natur, zu bloßer Mechanik geworden sein. Dann aber wird der Mensch zu einem bloßen Objekt des Wirkens seelenloser Mechanismen und sein „Leben“ zu einer Funktion derselben — und wo bleibt dann im Menschen der Mensch?

Der Mensch bewältigt seine Umwelt

und seine Stoffe nicht schon, indem er sie unter die Gewalt seiner analytischen und konstruktiven Kräfte beugt — sondern indem er sie in sich hineinarbeitet, indem er sie von seinem Denkbild her verarbeitet und prägt —, indem er sein Bild in sie hineinprojiziert: indem er erkennt, daß in jedem Stoffe alle Bilder stecken, die er aus ihm herauszumeißeln wagt: Michelangelo hat dies unvergleichlich in einem Verse ausgedrückt, der da besagt, daß in jedem rohen Block Marmor alle Bilder steckten, die auch der höchste Künstler sich ausdenken vermöchte. Das Werk des Künstlers also, das Werk des Bildners also ist nichts anderes, als von dem in den Stoff hinein-entworfenen Bild, der beglückenden — oder peinigenden — Ernte seiner Begegnung mit der „Welt“, das Überflüssige, das Widerstrebende wegzumeißeln... Diese Bewältigung der Umwelt, der Rohstoffe der Bedingungen seines Daseins, der Rohstoffe in ihm selber, die beide in ihm wirken, darin er seine Grenze und seine

Möglichkeit sieht und die er beide seinerseits in ihre Form bringt, indem er auf ihre Herausforderung antwortet,

diese Bewältigung nennen wir Kultur.

Kultur wächst im Acker der Natur, und darum gibt es sie nur, wo ein lebendiges Geschichtsbewußtsein besteht — ist doch auch die Natur in uns zu Geschichte geworden, seit wir erkannt haben, daß sie ist, was wir aus ihr machen, und wir, was sie aus uns macht —, und darum ward auch Geschichte in uns zur Natur.

Es hat Zeiten gegeben, in denen die Kultur als Verleugnung der Natur und damit als Verunstaltung des Menschen angesehen worden ist. Rousseau hatte auch in Deutschland viele Jünger... Mag ihm sein, wie ihm wolle — das „Zurück zur Natur“ Rousseaus ist unmöglich, denn der Schritt vom Natur- zum Kulturzustand ist nicht umkehrbar. Außerdem: Wenn das, was die Geschichte uns zubringt, in uns zu Natur werden kann, sollten dann nicht auch Sitten und Kultur, wenn sie aus der wahren Quelle gespeist werden, dem Menschen nicht zu schöpferischer Wirklichkeit, zu schöpferischer Natur werden? Die Selbstentfremdung, in die die Spannung zwischen bloßer Tatsächlichkeitswelt und Kultur den Menschen geworfen hat, wird aufgehoben sein, wo immer das beschränkte tatsächliche geschichtliche Wesen seiner Lebensumstände vom Geiste her durch Bewältigung des Notwendigen von der Erkenntnis des Gebotenen aus in eine moralische Wirklichkeit überführt wird...

Die zweite industrielle Revolution,

die die Automatisierung und die Atomenergie heraufführt, wird den Menschen immer mehr freie Zeit bringen. Dies wird entscheidende Auswirkungen haben. Aber man täusche sich nicht: Diese erhöhte Freizeit wird zu einem Fluche werden, wenn sie zu nichts anderem wird als zu leerer, zu von unbefohlener, gewissermaßen fahrplanmäßiger Arbeit nicht ausgefüllter Zeit. Dieser Fluch wird Langeweile heißen. Man wird versuchen, ihn zu bannen, indem man sich von außen angebotenen und organisierten Vergnügungen ergibt. Diese werden den Menschen immer unfähiger machen, Mensch zu sein, immer unfähiger, sein Leben schöpferisch zu gestalten, immer unfähiger, sich selbst frei in seiner Welt zu verwirklichen. Nur wenn es gelingt, diese freie Zeit in Muße zu verwandeln, wird die Leere aus ihr weichen. Dann könnte geschehen, daß die Arbeit von dem her bestimmt wird, was der Mensch in der Muße in sich gebildet hat, statt umgekehrt die freie Zeit zu einer Art von Abfallprodukt der Maschinenzeit absinken zu lassen, das zu nichts anderem mehr taugen könnte als dazu, die verbrauchte Arbeitskraft zu reproduzieren.

Muße setzt Bildung voraus

Bildung ist aber immer Bildung zu Freiheit. Dorthin führt sie, wenn sie uns lehrt, das Notwendige in Freiheit zu tun, und das bedeutet: von der Sache her die Not zu wenden — und jedes hilflose Treiben im Strudel der Verhältnisse, jedes bloßes Objektsein im Griffen seelenloser Mechanismen ist Not!

Darum führt Bemühung um Bildung nur dann zu wirklicher Bildung, wenn sie es vermag, dem Menschen die Freiheit nicht nur als ein Idol erscheinen zu lassen, sondern als oberste Lebensmacht, also als das Gut, das allein das Leben zu Leben macht und das man darum keinem anderen Gut, auch nicht dem des technischen Fortschritts, unterwerfen darf — dieses technischen Fortschritts, der seine letzte Rechtfertigung doch nur in dem Maße findet, in dem er dem Menschen die Chance gibt, sich von dem entmenschenden Zwange der äußeren Umstände seiner Lebensordnungen freizumachen.

Die großen Werke der Kunst sind unsere heilsamsten Bildner, wie es die großen Weisen, wie es die großen Heiligen sind. Vor ihnen und durch sie werden wir — indem wir einiges von den Kräften spüren, die sie haben entstehen lassen — vermögend, uns zu bilden und mit uns selbst die Welt in Verfassung zu bringen, in der **uns darzustellen uns aufgegeben** ist.

Lassen wir hier zum Schluß auch wieder Schiller sprechen: „Dem, der den Geist bildet, beherrscht, muß zuletzt die Herrschaft werden. Endlich, an dem Ziel der Zeit, wenn anders die Welt einem Plan, wenn des Menschen Leben irgend nur Bedeutung hat, endlich muß die Sitte und die Vernunft siegen, die rohe Gewalt der Form erliegen — und das langsamste Volk wird alle die schnellen, flüchtigen einholen...“

Der Deutsche ist erwählt von dem Weltgeist, während des Zeitkampfes an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten, zu bewahren, was die Zeit bringt. Daher hat er bisher Fremdes sich angeeignet und es in sich bewahrt. Alles, was es Schätzbare bei anderen Zeiten und Völkern gab, mit der Zeit entstand und verschwand, hat er aufbewahrt, es sind die unverlorenen Schätze von Jahrhunderten. Nicht im Augenblick zu glänzen und seine Rolle zu spielen, sondern den großen Prozeß der Zeit zu gewinnen gilt es. Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit.“

Der vorstehende Beitrag ist ein Auszug aus der Rede, die Prof. Carlo Schmid anläßlich der Eröffnung der diesjährigen 13. Ruhrfestspiele in Recklinghausen hielt.



Otto Volkmann †

Ein guter Freund ist von uns gegangen: Im 76. Lebensjahr verstarb unser Otto Volkmann, langjähriges Mitglied unseres Aufsichtsrates, beliebter Kollege unzähliger unserer Mitarbeiter.

Sein Leben war Kampf für die Aufwärtsentwicklung der Arbeitnehmerschaft, deren politischer und gewerkschaftlicher Organisation er sich schon in jungen Jahren verschrieb.

Langjähriger Gewerkschaftssekretär des Metallarbeiterverbandes — am berüchtigten 2. Mai 1933 inhaftiert — fristlos aus seiner Stellung entfernt. Mit seiner Frau Martha — „sie ist mein bester Freund!“ — wie er von ihr zu sagen pflegte — eröffnete er in der Feldherrnstraße, also „im tiefsten Arbeiterviertel“ Dortmunds, ein kleines Lebensmittelgeschäft. Mancher „Alte“ mag ihn auch von dort her in Erinnerung haben. 1935 wurde er 14 Monate lang eingekerkert.

Sofort nach dem Zusammenbruch stellte er sich dem Wiederaufbau der Gewerkschaften. Auf Anraten seiner Freunde baute er zunächst den Einzelhandelsverband auf, dessen 1. Vorsitzender für Westfalen-Lippe er wurde. 1947 berief ihn die IG Metall als Bezirkssekretär nach Hagen. 1948 wurde er Bezirksleiter in Essen. Hier schloß er die ersten Tarifverträge für die Metallindustrie ab.

Dem Aufsichtsrat unserer Hütte gehörte Otto Volkmann seit dessen Konstituierung bis zum Jahre 1953 an. Dann wurde er Mitglied des Aufsichtsrates der Hoesch Werke AG. 1957 kehrte er wieder in den Aufsichtsrat der Hütte zurück. „Es war mein Bemühen, mich für das Werk und für die Menschen nach Kräften und Können einzusetzen“, sagte uns Otto Volkmann, als wir ihn bei Erreichung seines 75. Lebensjahres besuchten. Diese bescheidene Haltung ist kennzeichnend für den guten Menschen Otto Volkmann, mit dessen Hinscheiden das Werk, wir alle, einen schweren Verlust erlitten haben.

Wir beugen uns vor ihm in Dankbarkeit und Ehrfurcht.

In der von Volkmanns Freunden dichtgefüllten großen Trauerhalle des Dortmunder Hauptfriedhofes widmeten Otto Brenner, der Vorsitzende der Industriegewerkschaft Metall, Oberstadtdirektor i. R. Wilhelm Hansmann als Vorsitzender des Aufsichtsrates der Hoesch-Westfalenhütte AG und Bürgermeister Ewald Görshop im Auftrage der Stadtverwaltung und Ratsvertretung dem Verstorbenen ehrende Worte.



Der Betriebsrat gab Bericht

Betriebsratsvorsitzender *Albert Pfeiffer* erklärte in der letzten Belegschaftsversammlung u. a., er habe bereits in der vorhergehenden Belegschaftsversammlung angedeutet, daß sich die wirtschaftliche Lage gebessert habe, so daß allgemein die normale Arbeitszeit wiederaufgenommen werden konnte. In den letzten drei Monaten habe sich die Lage auf dem Stahlmarkt weiterhin gebessert. Er hoffe, daß die Besserung anhalten werde.

Pfeiffer führte die Rohstahlerzeugungszahlen der letzten Monate an. Diese Zahlen zeigten eine ständige Steigerung der Produktion. Diese erhöhte Produktion habe Neueinstellungen erforderlich gemacht. „Wenn wir Betriebsräte im Jahre 1958 erreichen konnten, daß die Entlassungszahl so gering wie möglich gehalten wurde, so können wir heute mit Stolz sagen, daß wir mit unserer Haltung richtig lagen.“

Die Einstellungen wurden erforderlich durch: Einführung einer dritten Schicht in der Straße 9 — durch erhöhte Torstahlproduktion, die auf eine Belebung in der Bauindustrie zurückzuführen ist — durch Erweiterung der Baustahlproduktion — durch Produktionserhöhungen in den Betrieben Zementfabrik, Phosphatmühle, Martinwerk und Kaltwalzwerk — durch laufende Ersatzgestaltung von Arbeitskräften in den verschiedensten Betrieben — infolge Umstellung der Arbeitsweise im Thomaswerk, wo, bedingt durch Erweiterung der Produktionsschichten, der 4-Schicht-Betrieb eingeführt wurde. Hierüber wurde eine Betriebsvereinbarung abgeschlossen, die spätestens am 15. Januar 1960 erlischt, ohne daß es einer vorherigen Kündigung bedarf. Alsdann gilt wieder für die Thomaswerke die tariflich festgelegte Arbeitszeit.

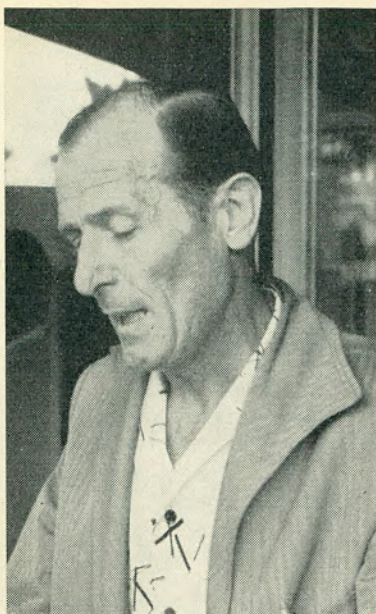
Dank an den Vorstand

„Ich muß feststellen“, erklärte Albert Pfeiffer, „und ich tue dies besonders gern, daß unser Vorstand sehr viel Verständnis für die schwere Arbeit unserer Kollegen im Thomaswerk gezeigt hat. Wir hoffen, daß die gute Zusammenarbeit zwischen Vorstand und Betriebsvertretung auch in Zukunft so bleibt.“

Wir können behaupten, daß unsere Beschäftigungslage zur Zeit sehr gut ist. Soweit mir persönlich bekannt ist, sieht es bei anderen Werken an Rhein und Ruhr nicht so gut aus. Ich weiß, daß die Betriebsräte anderer Werke größere Sorgen haben als wir. Es wirkt sich für uns aus, daß unser Aufsichtsrat und unser Vorstand bei der Investierung eine sehr glückliche Hand hatten, was uns als Belegschaftsmitglieder jetzt zugute kommt. Ich kann auch mit Freude feststellen, daß es bei uns auf dem sozialen Gebiet bei den früheren Leistungen geblieben ist.

Bitte um Vertrauen

Wir werden uns als Betriebsräte immer wieder bemühen, durch intensive Arbeit zu beweisen, daß das Vertrauen, das ihr, liebe Kolleginnen und Kollegen, uns bei der Betriebsratswahl gab, nicht enttäuscht wird. Diese Versicherung ist kein Lippenbekenntnis, und heute habe ich das erstmal nach der Betriebsratswahl die Gelegenheit, euch dieses zu sagen. Ich betrachte es als selbstverständlich, daß die Betriebsräte der Belegschaft gegenüber ihre Pflicht erfüllen.“



Albert Pfeiffer



Helmut Latta

Betriebsratsvorsitzender Pfeiffer ging dann auf tarifpolitische Fragen ein und berichtete über eine Sitzung der Großen Tarifkommission der Eisen- und Stahlindustrie Nordrhein-Westfalen, in der wichtige tarifpolitische Fragen behandelt worden sind.

Betriebsnahe Mitbestimmung bleibt erhalten

Albert Pfeiffer gab auch in der Belegschaftsversammlung einen Überblick über das Umsatzsteuergesetz und seine Auswirkungen auf den Hoesch-Bereich. Seine Ausführungen deckten sich im wesentlichen mit denen in der Vertrauensleute-Versammlung, über die wir in unserer Juliausgabe bereits berichteten.

Pfeiffer unterstrich erneut „die faire Haltung des Aufsichtsrates und des Vorstandes der Hoesch AG“ und das Bestreben, „die Mitbestimmung, die von allen Seiten positiv beurteilt worden war, durch eine Betriebsvereinbarung zu erhalten“. Er schloß mit einem „Glück auf zur weiteren Arbeit, Glück auf zum weiteren Fortschritt aller schaffenden Menschen in den Betrieben.“

Die Rohstahlprämie

Der stellvertretende Betriebsratsvorsitzende Helmut Latta legte u. a. dar:

Die vom Kollegen Pfeiffer aufgezeigte Produktionsentwicklung der letzten Monate ist für uns eine recht erfreuliche Tatsache. In den letzten 1 1/2 Jahren haben wir infolge der eingeschränkten Produktion erhebliche Lohn- und Gehaltsverluste hinnehmen müssen. Jetzt muß unser Bestreben dahin gehen, bei der augenblicklichen Vollbeschäftigung wieder zu unseren gewohnten Bezügen zu kommen. Die Kollegen Arbeiter haben durch die Aufhebung der Kurzarbeit in den Betrieben keine Lohnverluste, die vordem sehr stark in Erscheinung getreten waren, zu verzeichnen. Die Kollegen Angestellten haben im Jahre 1958 infolge der gesunkenen Rohstahlproduktion einen durchschnittlichen Gehaltsverlust von monatlich 8,4 v. H. und im Jahre 1959 im Vergleich zu ihren sonstigen gewohnten Bezügen einen durchschnittlichen Gehaltsverlust von monatlich 7,5 v. H. zu verzeichnen.

Durch eine Zwischenregelung im Januar 1959 erreichten wir eine befristete Bevorschussung von 15 v. H., deren Rückzahlung bei der jetzt höheren Produktion eingesetzt hat. Zur Zeit stehen wir erneut mit dem Vorstand über die Frage der Rohstahlprämie in Verhandlung.

Die Umgruppierung der Angestellten

Die für die Angestellten augenblicklich laufenden Verhandlungen hinsichtlich der Schaffung eines neuen Manteltarifes und eines neuen Rahmehaltsabkommens sind noch nicht zu einem Abschluß gekommen. Sobald sich die Tarifpartner geeinigt haben — damit rechnen wir etwa zur Monatswende Juli/August —, werden wir unverzüglich die Arbeit der Umgruppierung der Angestellten aufnehmen.

Wie steht es mit dem Lohn?

Betriebsratsmitglied Bernhard Bröckelmann berichtete über die Arbeit der Lohnkommission:

Von 22 seit der letzten Belegschaftsversammlung eingereichten Anträgen an die Lohnkommission konnten 17 erledigt werden. Nachdem nun für die Produktionsbetriebe die Bewertung in großem Umfang erstellt ist — es fehlt nur noch ein kleiner Teil



Bernhard
Bröckelmann

der Maschinenabteilung —, wird nach endgültiger Erstellung und nach nochmaligem Vergleich von Betrieb zu Betrieb und von ähnlich gelagerten Arbeitsplätzen ein Teil der Bewertung den Betrieben zur Stellungnahme zugeleitet. Solange sich die Unterlagen in den Betrieben befinden, wird die Bewertung für die Handwerker in Angriff genommen. Wir sind allerdings noch nicht in der Lage, einen Termin anzugeben, wann die Bewertung für die Hütte als erledigt anzusehen ist. In der letzten Zeit ist die Bewertung durch die erforderlich gewordene Umrechnung der Löhne auf 44 Stunden sehr ins Stocken geraten. Nachdem nun aber die Umrechnung vollzogen ist, hoffen wir, daß wir jetzt zügig weiterarbeiten können.

Die nächsten Besprechungen, die mit dem Büro Lohn- und Tarifwesen geführt werden, gelten im wesentlichen einem Akkordrichtsatz für die Handwerker. Wir können noch nicht sagen, was hierbei erzielt werden wird.

Eine schon alte Regelung aus dem Jahre 1950 und eine tarifliche Vereinbarung für die Entlohnung der Jugendlichen bis zu 18 Jahren ist erneut erstellt worden. Die neue Regelung besagt: Jugendliche dürfen nicht in Akkord arbeiten. Sie haben einen Tariflohnanspruch zuzüglich Rohstahlprämie abzüglich Jugendlichen-Altersabzug.

Aus der Sozialarbeit

Betriebsratsmitglied *Franz Thiesbrummel* berichtete über die Tätigkeit des Sozial- und Unterstützungsausschusses:

Dieser Ausschuß konnte in der Berichtszeit seine Arbeit in der bisherigen Weise fortsetzen. Regelmäßig einmal in der Woche tritt der Ausschuß zusammen, um über die vor allem wegen langer Krankfeierzeit und etwaiger sonstiger unverschuldeten Notlage gestellten Anträge zu entscheiden. In den Monaten März bis Mai konnten in 292 Fällen insgesamt 18 263,82 DM an Beihilfen gewährt werden. Dazu kommen noch Textil-, Schuh- und Lebensmittel-scheine im Werte von insgesamt 1773,12 DM. Anlässlich der Schulentlassung, Konfirmation und Kommunion wurden an Belegschaftsmitglieder mit drei und mehr Kindern Textilgutscheine in 70 Fällen und im Werte von 3225,— DM ausgegeben. Weiterhin wurden aus dem gleichen Anlaß den Kirchengemeinden und der Arbeiterwohlfahrt, soweit sie sich in Werksnähe befinden, Unterstützungen zur Ausgabe an Bedürftige zur Verfügung gestellt.

Die Kuren

Für die durch die Landesversicherungsanstalt, die Bundesversicherungsanstalt für Angestellte und unsere Betriebskrankenkasse usw. in steigendem Maße durchgeführten Kuren in Heilbädern, Kurheimen usw. wurden durch die Unterstützungseinrichtung an insgesamt 259 Belegschaftsmitglieder Textilbeihilfen von je 100,— DM, insgesamt also 25 900,— DM gewährt. Diese Beihilfen bedeuten sicherlich eine wertvolle Unterstützung, um für die Kur noch benötigte Textilien anschaffen zu können.

Auch die Betreuung unserer gesundheitsgefährdeten Kinder konnte weiter durchgeführt werden. 73 Kinder wurden zu sechswöchigen Kuren in verschiedenen Bädern und Heimen untergebracht. Gerade diese Kuren beweisen immer wieder, daß Vorbeugen besser ist als Heilen.

Die Erholungsaufenthalte

Auch unsere schon zur Tradition gewordene Entsendung von Belegschaftsmitgliedern zu Erholungsaufenthalten ist in diesem Jahre wieder gut angelaufen. Es konnten an einem Pensionsaufenthalt teilnehmen: Im März 70, im April 88, im Mai 333, insgesamt in diesen drei Frühjahrsmonaten 491 Belegschaftsmitglieder. Dazu kommen noch 42 Lehrlinge, die in einem DGB-Lager in Bad Harzburg Aufnahme fanden.

Rund 40 v. H., nämlich 204 Kollegen, haben sich ihren Pensionsaufenthalt selbst gewählt, während die von uns belegten Vertragspensionen in den verschiedenen Erholungsgebieten wie folgt gewünscht wurden: im Taunus 88, an der Mosel 67, im Ederbergland 61, im Weserbergland 29, im Sauerland 21, im Westerwald 14 und im Teutoburger Wald 7.

Wir sind überzeugt, daß diese schon seit Jahren so großzügig gewährte Erholungsfürsorge wesentlich dazu beiträgt, unserer Belegschaft die so dringend benötigte Erholung zu schenken. Dem Aufsichtsrat und Vorstand sind wir für die Bereitstellung der Mittel besonders dankbar.

Aber auch die Kinder unserer Belegschaftsmitglieder, die zu Hause bleiben und auf einen auswärtigen Ferienaufenthalt verzichten müssen, sollen nicht vergessen werden. Die im vergangenen Jahr zum erstenmal durchgeführten Tagesausflüge zum Halterner Stausee haben einen so guten Anklang gefunden, daß auch in diesen Sommerferien wieder fünf solcher Kinderausflüge gemacht werden.

Immer noch fehlen Wohnungen

Betriebsratsmitglied *Hermann Hoffmann* gab den Bericht der Wohnungskommission:

Es sei sicherlich zweckmäßig, nicht nur von den in diesem Jahr zu beziehenden Wohnungen und über die in Planung liegenden Bauvorhaben zu berichten, sondern von den Wohnungssuchenden und den Möglichkeiten zum Erhalt einer Neubauwohnung zu sprechen.

„Als im Februar dieses Jahres die neue Wohnungssuchkartei fertiggestellt worden ist, mußten wir feststellen, daß die Zahl der Wohnungssuchenden rund 1100 beträgt. Es werden aber nur 121 beziehbare Wohnungen vorhanden sein.“ Aus diesen beiden Zahlen gehe deutlich hervor, wie schwer es immer noch sei, eine Neubauwohnung zu erhalten. Hoffmann betonte, daß es dem Wohnungsausschuß bei der Auswahl der Wohnungssuchenden nicht immer ganz leichtfalle. „Selbstverständlich ist, daß wir alle uns sehr große Mühe geben und nach Möglichkeit versuchen, jedem gerecht zu werden. Wir haben uns entschlossen, alle Wohnungssuchenden bis zum Eintrittsdatum 1949 aufzusuchen, um die dringendsten Fälle zu berücksichtigen. Wir hoffen, in einigen Wochen mit den Besuchen fertig zu werden.“

Da die Wohnungen in der Albertstraße als erste bezugsfertig sind, haben wir diese 56 anfallenden Wohnungen bereits vergeben. Es



Franz Thiesbrummel



Hermann Hoffmann

handelt sich um 42 Wohnungen mit $3\frac{1}{2}$ Zimmern, 5 Wohnungen mit 3 Zimmern, 4 Wohnungen mit $2\frac{1}{2}$ Zimmern und 5 Wohnungen mit $1\frac{1}{2}$ Zimmern.

Wohnungen werden gebaut

Der nächste Bauabschnitt, der zu vergeben sein wird, ist Bellwinkelhof. Hier werden die neuen Stahlhäuser, die mit Heizung und zum Teil mit Möbeln ausgestattet sind, errichtet. Es handelt sich um 54 $3\frac{1}{2}$ -Zimmer-Wohnungen, deren Mietspreis 1,53 DM je qm beträgt. Außerdem haben wir noch in der Osterlandwehrstraße einen Block mit 11 werksgebundenen Wohnungen. Hier sind weitere 7 $3\frac{1}{2}$ -Zimmer-Wohnungen und 4 $2\frac{1}{2}$ -Zimmer-Wohnungen zu vergeben."

Hoffmann gab einen Überblick über die geplanten Bauvorhaben: „Es sollen wiederaufgebaut werden die Häuser Dürener Straße 6 mit 8 Wohnungen, Stahlwerkstraße 87 mit 5 Wohnungen, Unnaer Straße 28 mit 16 Wohnungen, Flurstraße 31 mit 4 Wohnungen und Rüschenstraße 19 mit 3 Wohnungen. Ferner soll das freie Gelände in der Soester Straße sowie in der Brackeler Straße mit etwa 150 Wohnungen bebaut werden.

Hinzu kommt das Bauvorhaben der Hoesch AG in Wambel, an dem wir als Hoesch-Westfalenhütte mit 100 Wohnungen beteiligt sind."

Die Werkzeitschrift kommt

Am Morgen nach dem Kännchen Kaffee
fühle ich mich flott und frisch.

Um die Arbeit zu beginnen
erheb ich mich vom Kaffeetisch.

Da ertönt bei uns die Klingel —
das kann nur die Post jetzt sein —

und ich hol mir aus dem Kasten
Ihre Werkzeitschrift herein.

Möcht' nur kurz, nur mal ganz flüchtig
mir die Bilder nur besehn,

doch auf Seite fünfzehn merk ich,
daß die Uhr längst über zehn.

Nun aber schnell nur noch 'ne Seite,
die ist ja grad so interessant,

denn sie zeigt die alte Heimat,
die ich auch noch so gekannt.

Doch dann les ich noch Geschichten
und seh mir noch die Bilder an.

Plötzlich — wie aus weiter Ferne —
sieht mich meine Arbeit an.

„Jetzt aber Schluß“, hab ich gedacht

und hab das Heft fast zugemacht,

hätt' es jetzt auch weggebracht,

doch da stand nur — „Kurz gelacht“.

Danach schlage ich dann stumm

auch noch die letzte Seite um.

Ich muß jetzt noch — ihr könnt's verstehen —
querdurch das Werk und durchs Geschehen
mit dem „Hüttenkieker“ gehen.

Wenn „Lappes“ sich nicht bessern kann,
dann zieht ihm doch die Ohren stramm.

Doch wieviel Menschen — oft über Nacht —

hat „Lappes“ wohl schon klug gemacht,

und da sie dann auch vorwärtsstreben,

wird „Lappes“ wohl noch lange leben.

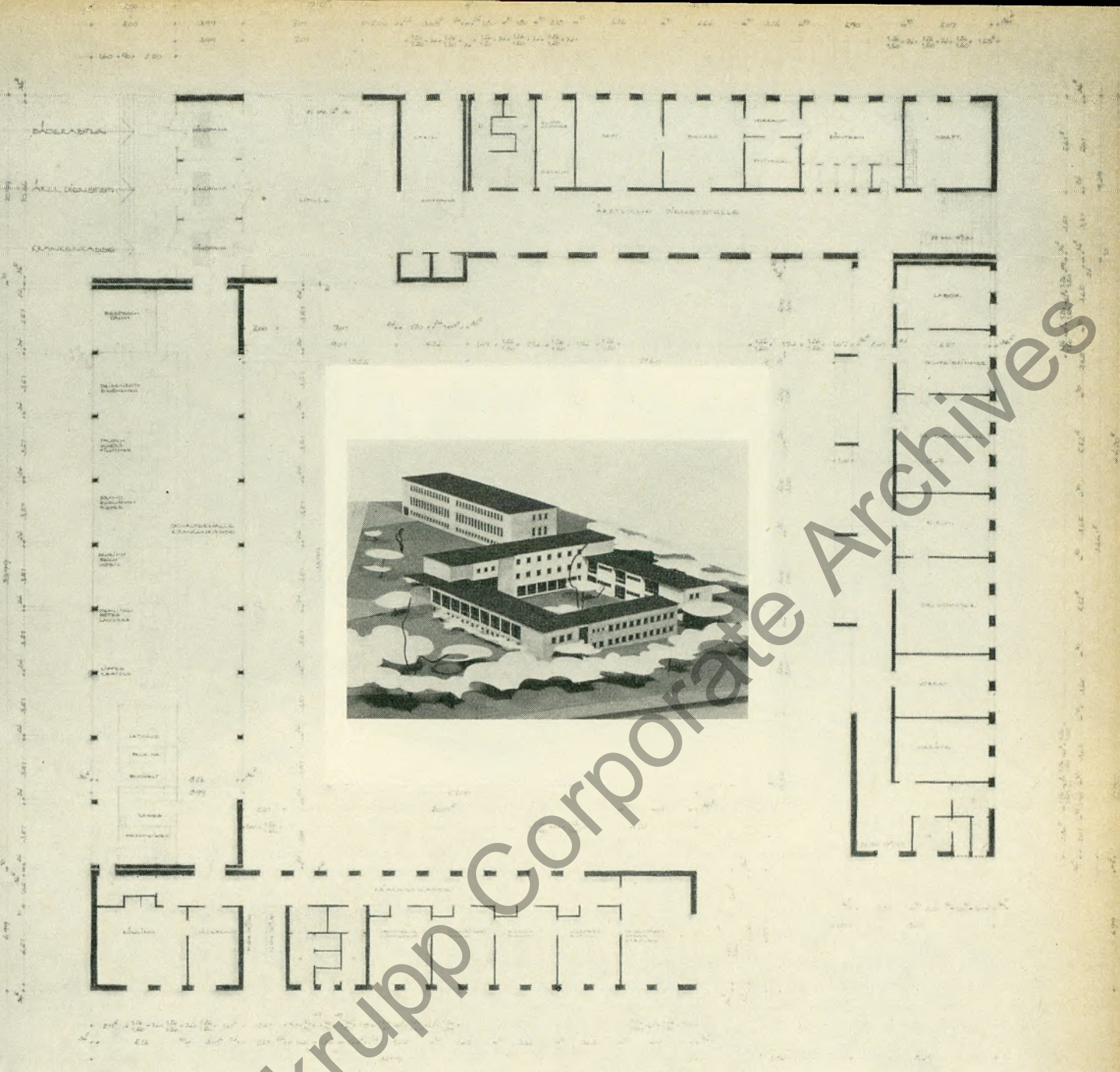
Nun habe ich — wer hätt's gedacht —

die Zeitschrift wirklich zugemacht

und schmier mir jetzt die Hacken ein,

denn unser Vati kommt bald heim.

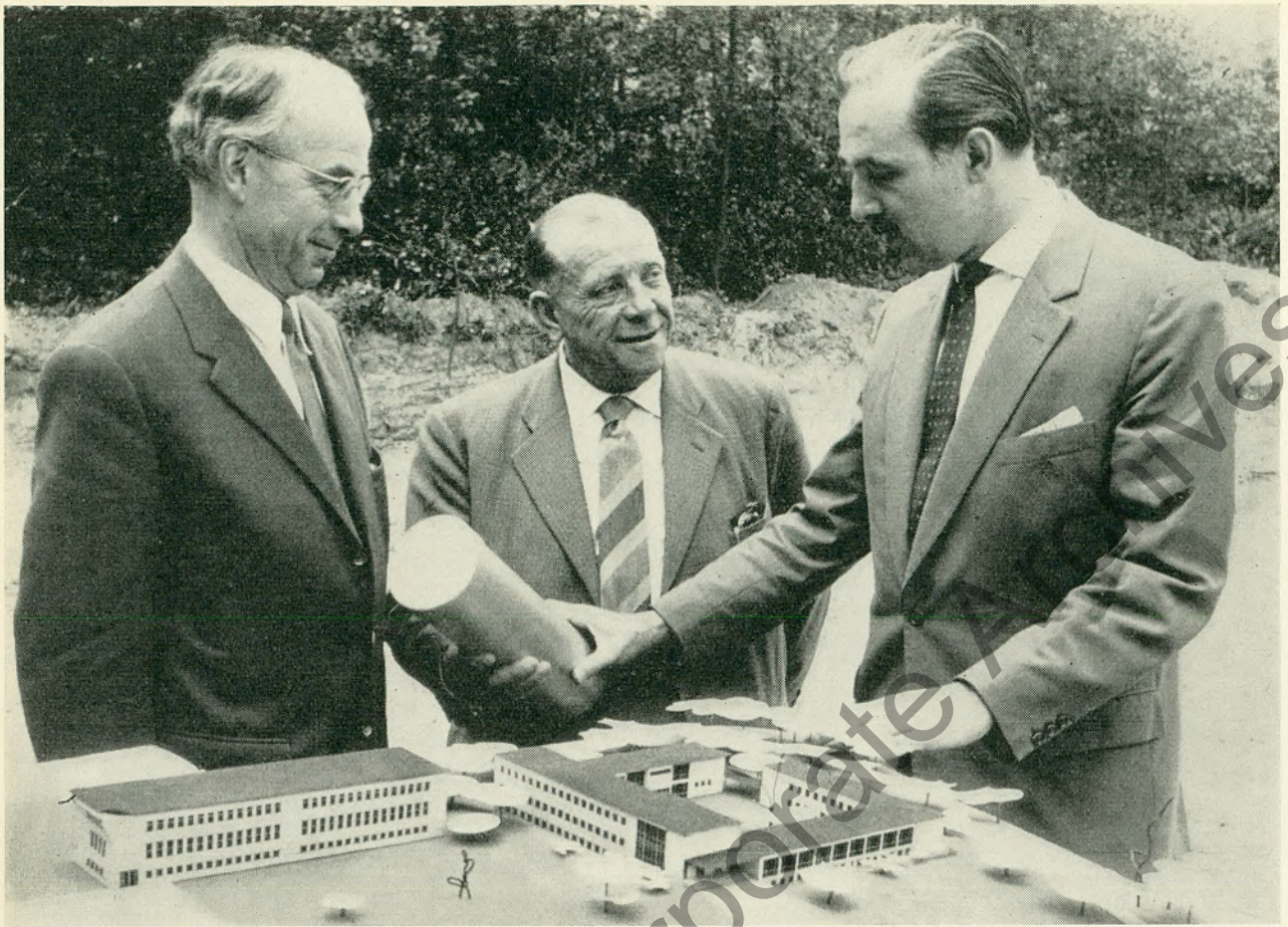
Helga Kosak



Unser Gesundheitshaus

Am 24. Juli wurde in einer kleinen Feierstunde — an der Vertreter der Behörden und Mitglieder des Aufsichtsrates, des Vorstandes, der Betriebsvertretung und auch die Mitarbeiter der werksärztlichen Dienststelle, der Betriebskrankenkasse und der Badeabteilung teilnahmen — der Grundstein zu unserem Gesundheitshaus gelegt.

Arbeitsdirektor Alfred Berndsen führte in seiner Rede aus:



Vor dem Modell des Gesundheitshauses (von links): die Direktoren Dr. Harr, Berndsen und Dr. Wohlgemuth

Es ist für mich eine große Freude, heute den Grundstein zu unserem Gesundheitshaus legen zu können. Damit wird ein Werk in Angriff genommen, das wir schon lange Zeit geplant hatten und das nun endlich Wirklichkeit werden soll.

Die beengten und ungenügenden räumlichen Verhältnisse unserer werksärztlichen Dienststelle, der Gemeinsamen Betriebskrankenkasse und der Badeabteilung veranlaßten den Vorstand nach der Genehmigung durch den Aufsichtsrat, die Neuplanung eines Gesundheitshauses in Auftrag zu geben. Das gewünschte Gesundheitshaus sollte die mit der Krankheitsfürsorge und -vorsorge unserer Gesellschaft beteiligten Stellen

in einem neuzeitlichen und zweckmäßigen Bau unter einem Dach

vereinigen. Die Räume nämlich, in denen diese Abteilungen bisher untergebracht sind, waren nicht mit der wachsenden Zahl derer, die diese Dienste nötig haben, und derer, die diese Dienste ausführen, gewachsen. Wir mußten uns bisher und müssen uns zur Zeit noch mit den Räumen,

die uns zur Verfügung stehen, sehr behelfen und bringen die schönen und modernen Geräte, die beispielsweise unsere Badeanstalt hat, bis jetzt nicht richtig zur Geltung. Außerdem wird die Betriebskrankenkasse sich für ihre Badeanstalt eine Anzahl Geräte neu beschaffen können, für deren Aufstellung sie bisher keinen Platz hatte.

Lange und sorgfältig ist geprüft worden, wohin wir unser neues Haus bauen wollen. Die unmittelbare Werksnähe der bisherigen Räume hat vieles für sich. Die unbedingt notwendige Erweiterung ist an der bisherigen Stelle aber unmöglich. Es blieb daher kein anderer Weg, als in zwar einiger, aber nicht zu großer Entfernung ein neues, geeignetes Gelände zu finden. Wir glauben, daß uns dies hier an der Kirchderner Straße zwischen Lehrwerkstatt und Sportanlage gelungen ist. Mag es auch etwas weiter von der Eberhardstraße entfernt liegen, so liegt es dafür näher an der Stockheide und an der Hildastraße. Außerdem liegt das Haus dann, wie es für ein Gesundheitshaus zweckmäßig ist, nicht mitten im Häusergewirr, sondern **im Grünen.**

Die Verbindung mit der Straßenbahn ist nicht schlechter als bisher, nur fährt man nicht mehr bis zur Haltestelle „Westfaltenhütte“, sondern bis zur Haltestelle „Kirchderner Straße“.

Sie sehen das Modell des Gesundheitshauses vor sich und können sich eine Vorstellung davon machen, wie dieses Haus aussehen soll. Sie sehen, daß davon Abstand genommen wurde, ein hohes Gebäude zu errichten, in welchem die Abteilungen übereinandergeschichtet sind. Es wurde statt dessen der Vorteil des weitläufigen Geländes ausgenutzt, um flächenmäßig großzügig bauen zu können. Nach den Raumwünschen der beteiligten Stellen wurde von unserem Bauhof der Entwurf aufgestellt. Der Aufgabe entsprechend wurde für dieses Bauwerk eine

Gebäudegruppierung

vorgeschlagen, die sowohl den durch die Sozialwerkstatt und Lehrwerkstatt vorhandenen städtebaulichen Gegebenheiten gerecht wurde, wie auch den besonderen Zwecken des Gesundheitshauses entgegenkam. Durch die niedrige Bauweise wird der Übergang zur Grünanlage der Sport-

und Erholungsanlage vermittelt. Im Viereck umgeben die Teile des Gebäudes einen grünen Innenhof, in welchem ein kleiner Brunnen plätschert. Durch hohe Fenster kommt in alle Stockwerke von diesem Hof aus viel Licht. In allen Räumen und Stockwerken ist zum Innenhof ein luftiger breiter Gang, der von Licht durchflutet ist.

Von der Kirchderner Straße aus betreten wir die Nordwestecke des Gebäudes, und zwar, weil das Gelände abfällt, im ersten Stock, wo sich eine künstlerisch ausgestaltete Empfangshalle befindet. Dort trennen sich die Wege zur ärztlichen Dienststelle, zur Krankenkasse und zur Badeanstalt.

Im Nord- und Ostflügel ist die

Dienststelle des Werksarztes,

im nördlichen sind die Klimakammer, die Ambulanz, die Röntgenräume und zwei Operationsräume, im anschließenden östlichen Flügel befinden sich die Räume des Dienststellenleiters und des Facharztes für Inneres, das Laboratorium und das Elektrokardiogramm. Nur der Nordflügel hat ein drittes Geschoß. Es gehört zur ärztlichen Dienststelle. Hier befinden sich Räume für die Ärzte und für deren Mitarbeiter. Dort werden auch die Röntgenreihenunter-

Helmut Latta bei seiner Ansprache



suchungen stattfinden und viel besser und reibungsloser durchgeführt werden können als bisher, weil hinreichend große Warte- und Umkleieräume vorgesehen sind.

Geht man von der Empfangshalle aus rechts in den westlichen Flügel, so befindet man sich in den Räumen der

Betriebskrankenkasse.

Der ganz erste Stock des Westflügels dient der Abfertigung unserer Mitglieder. Sechs Abfertigungsschalter, die mit je zwei Sachbearbeitern besetzt werden, und ein Kassenschalter garantieren die reibungslose Abwicklung der Aufgaben, die die Kasse ihren Besuchern gegenüber hat. Ein Laufband unter den Schaltern verbindet alle Schalter mit der Kontrolle, der Buchungsmaschine und der Kasse. In der Südwestecke befindet sich das Arbeitszimmer des Geschäftsführers, und im südlichen Flügel des ersten Stockwerkes sind die übrigen Räume der Betriebskrankenkasse, in denen Arbeiten verrichtet werden, die mit den Mitgliedern persönlich nicht zusammenhängen.

Von der Empfangshalle führt eine kurze Treppe abwärts zur

Badeanstalt.

Diese liegt aber nicht etwa im Keller, sondern stellt das Parterre dar. Nur weil die Empfangshalle im ersten Stock liegt, muß man „bergab“ gehen, um sie zu erreichen. Wir haben schon immer großen Wert darauf gelegt, die Einrichtung, die für die Gesundheit unserer Mitglieder von großem Nutzen ist, so gut wie möglich auszubauen. Die bisherige örtliche Beengung setzte uns Grenzen, die sich mit der Zeit als zu eng erwiesen haben. Wir versuchen, jetzt alles auf den neuesten Stand zu bringen und uns Platzreserven zu schaffen, damit wir der weiteren Entwicklung auf diesem Gebiete gewachsen sind.

Wir betreten die Badeanstalt durch eine Empfangshalle, die in der Nordwestecke gelegen ist. Der nördliche Flügel, wie die ganze Badeanstalt mit großen Fenstern zum Innenhof versehen, enthält auf der Außenseite die Räume für Wäsche, den Aufenthaltsraum für das Personal und diejenigen Einrichtungen, die täglich abwechselnd von Männern und Frauen benutzt werden sollen. Dazu gehören unsere

künstlichen Höhensonnen,

die mit ihren ultravioletten Strahlen vor allen Dingen für die Kinder von so großem Nutzen sind. Daran anschließend werden unsere Kurzwellenapparate untergebracht, die mit ihren Bestrahlungen viele unserer Mitglieder von ihren Schmerzen befreit und vielen Linderung gebracht haben. Einige veraltete Geräte werden wir durch

neue, ganz moderne ersetzen. Unsere modern eingerichtete Fußpflege schließt sich an. Danach folgt etwas Neues, nämlich ein

Kohlensäure-Gasbad.

Dies haben wir bisher nicht gehabt. Es dient wie die Kohlesäure-Wasserbäder dazu, Herzkranken zu helfen. Da bei manchen Herzerkrankungen aber der Wasserdruck eines Bades schädlich ist, wird in solchen Fällen die Kohlesäure in Gasform zum Bad verwendet. Dies darf natürlich nur unter ärztlicher Aufsicht geschehen. Diese war infolge der getrennten Lage bisher nicht vorhanden. In Zukunft wird eine Treppe zur ärztlichen Dienststelle führen und dieses Bad ebenso wie das neue Unterwasserdarmbad mit der werksärztlichen Dienststelle verbinden. Die Unterwasserdarmbäder sind bei hartnäckigen Verdauungsstörungen von großem Nutzen. Es ist aber auch hierbei wichtig, daß der Arzt in der Nähe ist.

Wegen der ärztlichen Aufsicht haben wir unsere

Klimakammer

nicht in die Badeanstalt genommen, sondern sie wie bisher bei der ärztlichen Dienststelle gelassen, worüber wir schon berichteten. Auch das Ultraschallgerät verbleibt bei der ärztlichen Dienststelle. Unsere veraltete Inhaliereinrichtung wird durch eine ganz neue ersetzt werden. Bewußt sehen wir weiterhin von Raum-inhalationen ab, weil wir unseren Standpunkt, daß sie eine Infektionsgefahr mit sich bringen, nicht verlassen können. Wir bringen jede Inhalierstelle in einer besonderen Zelle unter. Um sowohl die oberen als auch die unteren Luftwege mit Heilmitteln versehen zu können, werden neben der üblichen Inhalation auch Einrichtungen für

Aerosol-Inhalationen

geschaffen. Die kleine Sauna, die wir hatten, wollen wir fortfallen lassen, weil Saunabäder nicht zur Krankenbehandlung gehören. Wir werden statt dessen als neue Einrichtung ein japanisches Heißluftbad einrichten, das gegen rheumatische und sonstige Beschwerden durch Wärmeanwendung eingesetzt wird.

Neu ist auch eine kleine

Kneippanlage,

für die uns bisher der Platz gefehlt hat. Der Nutzen dieser Heilmethode für die Gesundheit der Menschen ist allgemein bekannt. Es ist uns unmöglich, etwa die Heilerfolge der großen Kneippbäder erzielen zu wollen, jedoch hoffen wir, auch mit unserer Anlage manchen Nutzen erzielen zu können.

Die übrigen Bäder und Heilmittel sind jeweils doppelt vorhanden. Im westlichen

Flügel ist die Männerabteilung und im östlichen Flügel die Abteilung für Frauen, so daß die hier untergebrachten Heilmittel jeweils täglich sowohl für Männer als auch für Frauen angewandt werden können. Es handelt sich dabei im wesentlichen um die auch bisher schon angewandten Heilmethoden, wie Heißluft, Massage, Unterwassermassage, Stangerbäder und eine große Anzahl von Baderäumen für medizinische Bäder. Weiter ausbauen wollen wir unsere Einrichtung für

Fangopackungen.

An Stelle der fertigen Packungen werden wir selbst den Fangoschlamm bearbeiten, wodurch wir eine noch bessere Wirkung bei Rheuma, Arthritis und ähnlichen Gelenkerkrankungen erzielen können. Dem gleichen Zweck sollen auch Paraffinpackungen dienen, wozu nunmehr die Möglichkeit geschaffen wird.

Zu jeder dieser Einrichtungen gehören **Liegestätten,**

vor allen Dingen gehört auch zu jedem medizinischen Bad ein Ruhebett, denn alle diese Heilmittel können nur dann richtig wirksam werden, wenn der Patient hinterher zur Ruhe kommt. Deshalb wird sowohl der Männer- als auch der Frauenabteilung noch ein weiterer Ruheraum angegliedert.

Der Südflügel im Erdgeschoß dient der Krankenkasse als Ablage für ihre Akten.

Das neue Haus, das

recht weitläufig

ist, wird in den einzelnen Stockwerken die nötigen Verbindungen haben, die durch Aufzüge und Treppen hergestellt werden. Erwähnt wurde schon die Verbindung zwischen der Badeanstalt und werksärztlichen Dienststelle. Eine ebenerdige Einfahrt zur Badeanstalt für solche Kranke, die nicht gehen können oder dürfen, ist ebenfalls vorgesehen.

Ich möchte noch erwähnen, daß ähnlich den vorhandenen Bauten der Hütte das Gesundheitshaus mit einem rotbraunen Klinker verblendet wird. Um dem Innenhof ein besonders freundliches Aussehen zu geben, werden die Wandflächen zum Hof hin mit einem hellgelben Stein verblendet.

Die gesamte Anlage wird gärtnerisch so gestaltet, daß nach Fertigstellung die Grünanlage ein Bindeglied zur Grünfläche Sport- und Erholungsanlage bildet.

Und nur noch wenige Zahlen, die einen Anhaltspunkt über die

Größe der Neuanlage

geben:

Der umbaute Raum umfaßt insgesamt 11200 Kubikmeter. Die allgemeine Verkehrsfläche beträgt rund 133 Quadratmeter. Die werksärztliche Dienststelle, die

flächenmäßig bisher 593 Quadratmeter groß war, wird künftig rund 990 Quadratmeter umfassen. Der flächenmäßige Raum der Betriebskrankenkasse erhöht sich von bisher 298 auf 638 Quadratmeter und der der Badeabteilung von bisher 656 auf künftig 1038 Quadratmeter. Das erscheint mir beachtliche Zahlen zu sein.

Wir hoffen, in diesem Haus, das, nachdem der Grundstein gelegt worden ist, nun schnell seiner Vollendung entgegengeht, unseren kranken Mitarbeitern eine Stätte geschaffen zu haben, in der wir dazu bei-

tragen, ihnen zu helfen, sie zu pflegen und ihnen, wenn nötig, die Mittel zum Lebenserhalt zur Verfügung zu stellen. Das neue Haus wird, so hoffen wir, denen, die darin arbeiten, Freude machen und von denen, die es besuchen, gern aufgesucht werden. Es ist unser Wunsch, daß es recht lange der **Gesundheit unserer Belegschaft dienen** möge.

In diesem Sinne wünsche ich dem Gesundheitshaus, dessen Grundsteinlegung ich nunmehr vornehmen darf, ein herzliches Glückauf!

Arbeitsdirektor Alfred Berndsen bei der Grundsteinlegung



Dank der Belegschaft

Helmut Latta, stellvertretender Vorsitzender des Betriebsrates, erklärte:

Mit der Grundsteinlegung des Gesundheitshauses am heutigen Tage geht ein oft geäußelter Wunsch der Belegschaft der Hoesch-Westfalenhütte in Erfüllung.

Wir dürfen hier an dieser Stelle die Feststellung treffen, daß dem Vorstand — und ganz besonders unserem Kollegen Berndsen als Initiator — herzlicher Dank gebührt für die tatkräftige Inangriffnahme dieses schönen Gesundheitshauses.

Wir dürfen auch unserem Aufsichtsrat danken, der trotz Technisierung, Rationalisierung und dem verschärften Konkurrenzkampf diese immerhin beträchtlichen Mittel für den Bau des Hauses genehmigte.

Es tut wohl, als Belegschaftsmitglied die Feststellung treffen zu dürfen, daß hier wieder einmal in einem Mitbestimmungsbetrieb der Beweis erbracht wird, daß nicht nur die Produktion dieses Unternehmens entscheidend ist, sondern daß gleichermaßen den sozialen Bedürfnissen der Belegschaft Rechnung getragen wird.

Kein „sozialer Klimbim“

Wir haben vor einiger Zeit in großen Schlagzeilen in der Presse gelesen, daß verschiedene Unternehmen mit dem Abbau des sogenannten „sozialen Klimbims“ begonnen haben. Wir bei der Hoesch-Westfalenhütte können mit Stolz sagen: Das, was wir auf sozialem Gebiet getan haben, ist kein „Klimbim“, sondern, wie der Bau des Gesundheitshauses es wieder einmal beweist, echtes soziales Anliegen der Belegschaft, das gemeinsam mit Vorstand und Betriebsvertretung in guter Zusammenarbeit gelöst wird.

Herrn Jensen, Betriebschef des Bauhofes, der hier anwesend ist und die Pläne des Gesundheitshauses vorbildlich ausgearbeitet hat, gebührt — einschließlich seiner Mitarbeiter — der ganz besondere Dank der Belegschaft und der Betriebsvertretung. Ich darf namens der Betriebsvertretung und Belegschaft allen Kolleginnen und Kollegen, die so zahlreich am Aufbau dieses Hauses beteiligt sind, ein herzliches Glückauf zurufen.

Möge dieses Werk gelingen zum Wohle der hier schaffenden Menschen.

Die Grundsteinlegung

nahm Arbeitsdirektor Berndsen vor, der eine Kasette, die die Baupläne und die Werkzeitschrift „Westfalenhütte“ enthielt, einmauerte — „assistiert“ vom technischen Direktor Dr. Harr. Seine drei Hammerschläge begleitete Direktor Berndsen mit den Wünschen: „Freiheit — Friede — Wohlergehen!“

Helmut Latta sagte: „Den drei Schlägen und Wünschen unseres Arbeitsdirektors füge ich nur einen Schlag an: Soziale Sicherheit!“

GELD



richtig anlegen

Bevor man anfängt — überlegen

Damals, in den ersten Jahren nach der Währungsreform, mußten die meisten von uns wieder ganz von vorn beginnen. Zuerst kamen das Essen, Kleidung, eine Wohnung, Möbel und vielleicht auch eine Ferienreise. Heute sind wir aus dem Gröbsten heraus und können daran denken, ein paar Mark zurückzulegen. Sparen ist wieder möglich und hat wieder einen Sinn bekommen. Eigentum zu erwerben, ist nicht mehr ein Recht der Wohlhabenden, sondern fast jeder kann mit etwas gutem Willen und aus eigener Kraft für seine eigene und die Zukunft seiner Kinder vorsorgen. Sparen bedeutet aber nicht nur, daß man heute auf etwas verzichten muß, um später darüber verfügen zu können, sondern es lohnt sich auch: Man erhält in den meisten Fällen mehr zurück, als man gezahlt hat.

Damit sind wir schon bei der ersten Frage, die sich jeder vorlegen muß, der sein Geld für längere Zeit anlegen will:

Wie kann ich mit meinem Geld das meiste Geld verdienen?

Der Gewinn, den Sie aus Ihrem Kapital ziehen, ist ja keineswegs bei allen Sparformen gleich groß. Wenn Sie Ihr Geld anlegen, müssen Sie deshalb prüfen und vergleichen, was Sie in einem Jahr, in fünf, in zehn Jahren zusätzlich zu Ihrem eigenen Geld noch verdienen, was Sie eventuell an Steuern sparen oder an staatlichen Prämien bekommen.

allgemeinverbindlich sagen. Es hängt von den eigenen Wünschen und Bedürfnissen ab. Aber: Sie sollten den Gesichtspunkt der Liquidität berücksichtigen, wenn Sie Ihr Geld anlegen.

Nachdem wir uns über die wichtigsten Grundsätze Klarheit verschafft haben, wollen wir die verbreitetsten Sparformen auf Rendite, Sicherheit und Liquidität hin unter die Lupe nehmen. Es sind dies das Kontensparen bei Sparkassen und Banken, Bausparen, Lebensversicherungen, Pfandbriefe und Anleihen, Aktien und — das allerneueste — das Investmentssparen. Sie werden dann selbst sehen, was für Sie am besten ist.

Das gute alte Sparbuch

Für viele Menschen ist Sparen und Kontensparen dasselbe. Man denkt dabei an das gute alte Sparbuch, das man mit einer bestimmten Einlage irgendwann zum Geburtstag oder zu einem sonstigen Festtag bekommen hat und auf dem sich im Laufe der Zeit vielleicht sogar ein paar hundert Mark angesammelt haben. Jahrzehntlang war das Kontensparen die hauptsächliche Sparform weitester Kreise der Bevölkerung. Für viele ist es die „eiserne Reserve“, wenn das Geld einmal nicht bis zum Ersten reicht, wenn man in Urlaub fahren oder für Vater einen neuen Anzug kaufen will. Auf der „Kasse“ ist das Geld besser aufgehoben als zu Hause im Strumpf, außerdem bekommt man mit schöner Regelmäßigkeit seine Zinsen gutgeschrieben. Das Kontensparen ist für viele Zwecke ideal. Das Geld ist sicher angelegt, man braucht sich nicht um verwickelte Vertragsparagrafen zu kümmern, nicht die Börsenzeitung zu lesen, man kann, je nach der vereinbarten Kündigungsfrist, täglich, monatlich, vierteljährlich, halbjährlich oder jährlich über sein Geld verfügen und ist nicht zu irgendwelchen regelmäßigen Zahlungen verpflichtet. Deshalb ist das

Sparbuch die geeignete Sparform, wenn

man nur ein paar hundert Mark anzulegen hat oder für einen bestimmten Zweck spart, zum Beispiel, um sich im nächsten oder übernächsten Jahr ein Fernsehgerät anzuschaffen. Gegenüber anderen Sparformen hat das normale Kontensparen jedoch zwei Nachteile: Die Verzinsung ist verhältnismäßig gering (gegenwärtig 3 Prozent bei täglicher und monatlicher Kündigung, $3\frac{1}{4}$ Prozent bei halbjährlicher Kündigung und 4 Prozent bei jährlicher Kündigung), und das Guthaben erfährt keinen Wertzuwachs.

Allerdings kann man die tatsächliche Verzinsung des Betrages auf einem Sparbuch außerordentlich erhöhen, wenn man von den Möglichkeiten Gebrauch macht, die

das seit Anfang dieses Jahres gültige

Sparprämien-gesetz

bietet. Das bedeutet zwar, daß man sein Geld für fünf Kalenderjahre festlegen muß, man erhält dafür aber vom Staat je Jahr eine Prämie, die 20 Prozent des tatsächlich gesparten Betrages ausmacht. Der Höchstbetrag der Prämie ist für Ledige auf 120,— DM im Jahr, für Verheiratete mit ein bis zwei Kindern auf 240,— DM im Jahr und für Verheiratete mit drei und mehr Kindern auf 360,— DM im Jahr festgesetzt. Das heißt mit anderen Worten: Ein Verheirateter, der monatlich 50,— DM spart, erhält — da der Jahressparbetrag 600,— DM ausmacht — am Ende des Jahres vom Staat eine Prämie von 120,— DM, die seinem Konto bei der Bank oder Sparkasse gutgeschrieben wird. Außerdem erhält er sein Guthaben mit 4 Prozent verzinst, ebenso die Sparprämie vom Tage der Gutschrift an. Durch die Sparprämie wird also die tatsächliche Verzinsung, selbst wenn man die Laufzeit von fünf Jahren in Rechnung stellt, doch nennenswert erhöht.

Allerdings ist das Prämiensparen eine Geldanlage auf längere Zeit. Man kann zwar das Konto jederzeit vor Ablauf der fünfjährigen Sperrfrist kündigen, muß aber dann auf die Prämien verzichten, es sei denn, daß der Konteninhaber heiratet oder stirbt. Heiratet er, so kann er auch vor Ablauf der Fünfjahresfrist über das eingezahlte Geld verfügen, ohne daß er auf die Sparprämie verzichten muß. Das gleiche gilt für den Todesfall, so daß die Angehörigen oder Erben über den vollen Betrag, einschließlich der Sparprämie, sofort verfügen können. Der Prämiensparvertrag darf allerdings nicht in einem mittelbaren oder unmittelbaren Zusammenhang mit der Aufnahme eines Kredits stehen, wenn er als prämiienbegünstigt anerkannt werden soll.

Ein Prämiensparvertrag ist also nicht das richtige für Sie, wenn

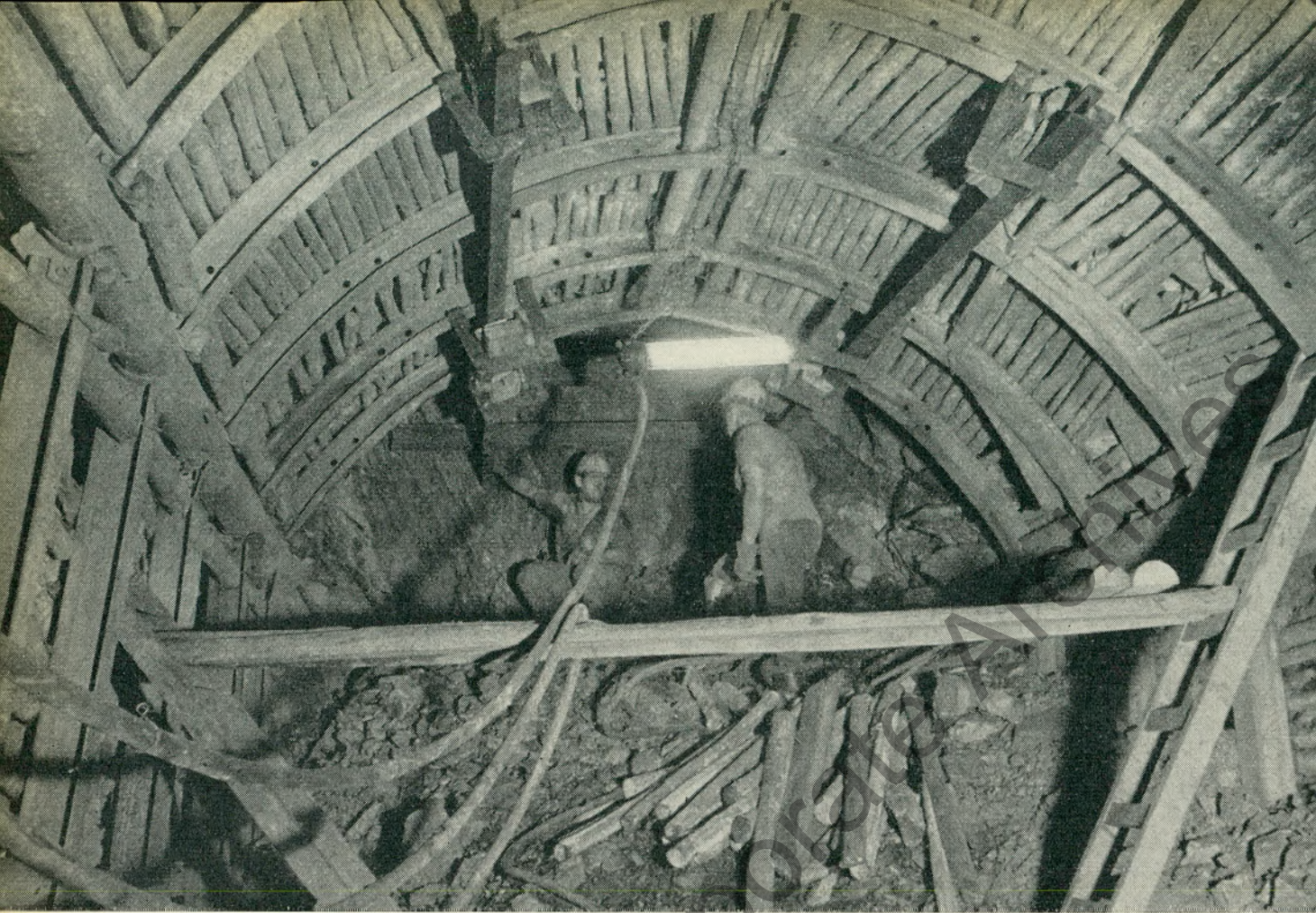
Sie jederzeit über Ihr Geld verfügen wollen. Dagegen ist er eine verhältnismäßig gute Geldanlage, wenn Sie während der Laufzeit des Vertrages Ihr Geld voraussichtlich nicht benötigen und den gegenwärtig niedrigen Zinssatz von 4 Prozent entsprechend aufbessern wollen. Übrigens gibt es Sparprämien auch für den Ersterwerb von bestimmten Wertpapieren, vorausgesetzt, daß diese für den Zeitraum von fünf Kalenderjahren in Ihrem Besitz bleiben. Bevor Sie sich jedoch entscheiden, warten Sie auf die nächsten Ausgaben unserer Werkzeitung, in denen Sie etwas über die Vor- und Nachteile anderer wichtiger Spar- und Geldanlageformen erfahren: Bausparen, Lebensversicherungen, Pfandbriefe und Obligationen, Aktien und Investmentssparen.

Aber die Verzinsung allein machte es natürlich nicht. Sonst könnten Sie Ihr Geld dem ominösen Erfinder Schulz geben, der Ihnen 25 Prozent Zinsen verspricht, von dem aber alle Eingeweihten wissen, daß er in spätestens drei Jahren pleite sein wird. Deshalb: Sicherheit und Wertbeständigkeit sind meist wichtiger als hohe Rendite.

Den dritten wichtigen Gesichtspunkt nennen die Fachleute die Liquidität. Vielleicht sind Sie einmal lange krank, oder Sie müssen eine große unvorhergesehene Anschaffung machen. Gerade dann sind Sie froh, wenn Sie Eigentum haben, denn Eigentum schafft Sicherheit und Unabhängigkeit. Aber

nicht immer bedeutet Eigentum auch bares Geld

Im Gegenteil, je sicherer und gewinnbringender Ihr Geld angelegt ist, um so weniger flüssig ist es im allgemeinen. Nehmen Sie zum Beispiel einen Bausparvertrag oder eine Lebensversicherung. Sie werden nicht auf wohlerworbene Rechte verzichten und Nachteile in Kauf nehmen wollen, nur weil Sie in einer vorübergehenden Notlage einmal dringend Geld brauchen. In einem solchen Falle ist es besser, das Eigentum zu beleihen. Die Zinsen sind dann gewissermaßen der Preis für die Liquidität. Ob man eine mehr oder weniger liquide Sparform wählen soll, kann man nicht



Vor Kohle gibt es manchmal sogar — Neonlicht!

Kumpel Florian als Bärenführer unter Tage

„Willste schwarz werden, oder genügt's dir, wenn du dreckig bist?“ — „Das kann man sich auch aussuchen bei euch?“ — „Sicher. Wenn ein Besucher Wert auf ein Erinnerungsfoto legt, auf dem er aussieht wie ein Äquatorialneger, dann bringen wir ihn schon ins richtige Flöz. Na, jetzt kannst ja 'reingehen, seitdem wir den Kohlenstoß mit Wasser tranken, weißte gegen die Silikose, aber früher, da konnte einer, der nicht dran gewöhnt war, vor lauter Staub nichts sehen.“ — „Kieken muß ich können, Florian! Wenn Hüttenkieker aus dem Pütt kommt und ungefähr so viel Dreck auf der Schwarte hat wie ein Ofenmann im Walzwerk I, das wäre so die richtige Mischung.“ — „Ist gemacht, Hüttenkieker.“

„Nun zieh mal erst alles aus,

was du auf dem Leibe hat. Uhr auch, die ist nicht staubdicht, und Ehering.“ — „Ehering?! Nee, Florian, den nicht. Ich bin nicht bange, aber wenn das Unglück wollte, daß ich in der Grube in die Grube fahre, dann will ich bei Petrus als ordent-

lich verheirateter Familienvater ankommen.“ — „Weißte sicher, daß es gleich der Himmel wird? Unter der Erde ist jedenfalls das Tragen von Ringen verboten. Aber du willst schließlich unten nicht arbeiten, und von mir aus: Ring ist Ring, und Schnaps ist Schnaps.“ — „Schnaps! Auf das Stichwort hab ich schon lange gewartet, Florian. Willste mir nicht einen 'reintun, damit ich die Seilfahrt besser überstehe?“ — „Darf man hier nicht, Hüttenkieker.“ — „Sieht doch keiner!“ — „Kann man aber riechen, verstehste?“ — „Florian, ich kenn' mich nicht mehr aus: Als ich dich neulich in der Bundesgartenschau besuchte, da haben wir munter einen gezischt ...“ — „Na, und daran kannst du doch sehen: Über Tage ist Schnaps Schnaps, und unter Tage ist Schnaps verboten. Klar?“ — „Klar, Florian. Jetzt bin ich fertig. Ist die Lampe für mich?“ — „Ja, die hängste dir um den Hals, hier an dem Riemen mit dem Karabinerhaken. Vergiß deinen Schutzhelm nicht.“ — „Den gelben hier? Prima. Gar nicht schwer. Haben sie alle so schöne, sonnengelbe Kunststoffschutzhelme in der Grube?“ —

„Schutzhelme siehst du da in fünf Farben:

gelb für die Bergleute, rot für die Grubenwehr, blau für Schlosser, schwarz für Elektriker, weiß für Aufsichtspersonen.“ — „Und warum müssen wir schon wieder anhalten?“ — „Hier kriegen wir jeder einen CO-Filter-Selbstretter verpaßt.“ — „Die Botanisiertrommel hier?“ — „Ja, wie eine Botanisiertrommel etwa hängen wir den Kohlenoxyd-Filter-Selbstretter um.“ — „Halt, Florian! Laß mich erst mal ausprobieren, wie der geht. Muß doch aufzu-kriegen sein.“ — „Halt, Hüttenkieker! Du sollst ihn ja probieren, aber an einem Muster. Der, den du mitnimmst, muß verschlossen bleiben.“ — „Und warum muß ich das Ding überhaupt mitnehmen?“ — „Der Selbstretter schützt dich bei Explosion oder Grubenbrand vor dem giftigen Kohlenoxyd. Er wird mit Haltebändern über dem Kopf befestigt. Eine Nasenklemme sorgt dafür, daß du nur noch durch den Mund atmest, also nur Luft, die im Selbstretter gereinigt ist.“ — „Und wie lange muß ich so schnaufen?“ — „Auf eine bis zwei Stunden ist der Selbstretter eingerichtet. Bis dahin sollte Rettung möglich geworden sein.“ — „Aber wie hält sich das Ding, wenn ich kriechen muß?“ — „Durch Biß. Das Mundstück sitzt ganz fest zwischen den Zähnen.“ — „Mensch, und das könnt ihr Kumpels alle?“ — „Das üben wir



So lernen die Berglehrlinge Stempel setzen

regelmäßig.“ — „Ich muß aber auch erst üben, Florian.“ — „Üb doch, Hüttenkieker. Darum mußten wir ja schon wieder anhalten“, damit du mit dem Gebrauch des CO-Filters vertraut wirst.“ —

„Wann geht's denn los mit der Seilfahrt, Florian?“ — „Jetzt, Hüttenkieker. Du hast wohl gar nicht gemerkt, daß wir schon neben dem Schacht stehen.“ — „Darin fahren wir 'runter? Da werden doch gerade Kohlenwagen abgeschoben.“ — „Na und? Die werden abgestoßen, und wir werden eingeladen. Noch das Gitter 'runterlassen, so...“ — „Fahren wir jetzt?“ — „Wir fahren.“ — „Wie schnell mag das sein, Florian?“ — „Schätze, acht Meter in der Sekunde. Was machst du für ein komisches Gesicht, Hüttenkieker?“ —

„Ich warte immer darauf, daß sich mir der Magen umdreht!“ —

„Tut er's?“ — „Nein, es knackt ein bißchen in den Ohren. Sind wir da?“ — „Auf der fünften Sohle, Hüttenkieker, ungefähr 500 Meter tief. Die fünfte Sohle ist in diesem Mehrsohlenbetrieb die Hauptkohlenförder-sohle. Na, hast du dir's so gedacht?“ — „Ich hab gar nicht das Gefühl, in einem Bergwerk zu sein, Florian. Vor vierzig Jahren etwa bin ich als Junge durch den Elbtunnel in Hamburg geführt worden. So ähnlich kommt mir das hier vor. Hätte nie gedacht, daß die Gewölbe so hoch wären! Und so hell. Da hätten wir die Lampen oben lassen können.“ — „Wart

nur, Hüttenkieker, wir kommen schon noch ins Dunkle. Und wenn wir nachher in ein Flöz einsteigen, das nur 85 cm 'mächtig', d. h. dick, ist, dann wird's dir wohl nicht mehr zu groß vorkommen. — Worüber wunderst du dich jetzt?“ — „Ich hatte geglaubt, es würde viel wärmer

sein, Florian. Eigentlich war ich darauf gefaßt gewesen, in eine

Temperatur wie im Vorhof der Hölle

zu kommen. Nun finde ich es sogar kühl. Und frische Luft gibt's auch.“ — „Frische Wetter, Hüttenkieker, unter Tage nennt man das Wetter. Siehst du die dicken Rohrleitungen, die man Lutten nennt? Durch die werden frische Wetter in die Strecken gebracht, die im 'Vortrieb', also noch nicht durchschlägig sind. Das ganze Bergwerk wird durch einen großen Ventilator bewettert mit Elektromotor als Antrieb. Der saugt die Wetter durch den Wetterschacht aus der Grube ab und frische Wetter durch die Einziehschächte in die Grube hinein. Unsere Altvordern, die vor 500—600 Jahren mit Tüchern, Geflechten aus Bast oder grünen Zweigen frische Luft in ihre Bergwerke 'wedeln' wollten, haben sich nicht träumen lassen, daß wir heute mit einem vorgeschriebenen Mindestmaß von 6 Kubikmeter Luft je Mann und Minute die Gruben bewettern!“ — „Und was hängt da von den Rohrleitungen an Drähten herab?“ — „Etwas, das unsere ältesten Altvordern auch schon mit in die Grube genommen haben: Karos zum 'Buttern'.“ — „Hängen die da an der Wetterleitung, damit sie frisch bleiben?“ — „Nein, damit die Mäuse nicht dran können.“ — „Laß uns mal den alten Herrn da vorne fragen, wieviel Proviant er mitnimmt für eine Schicht.“ —

„Der 'alte Herr' ist der Meisterhauer Willi Janssen. Er leitet eine Kameradschaft

Eine vier Tonnen schwere Akku-Lok muß mit primitiven Mitteln aufgegleist werden





Bärenkräfte muß man haben, wenn man unter Tage seinen Mann stehen will

von Berglehringen, die hier im ‚Lehrrevier‘ arbeiten. Seit 1925 ist er in der Grube. Er nimmt genauso viel wie alle andern mit: sechsmal ums Kasseler und eine Flasche mit Kaffee.“ — „Das reicht?“ — „Das reicht. Gegen 15 Uhr oder wenig später ist der Bergmann, auch, wenn er, wie Meister Janssen, in Scharnhorst wohnt, wieder zu Hause. Und dann steht die Erbsensuppe auf dem Tisch.“ — „Ich kann mir nicht helfen, Florian, aber sechsmal ums Brot, das kommt mir zu wenig vor, bei der schweren Arbeit.“ — „Das muß manchmal sogar für zwei Schichten reichen, die hintereinanderweg verfahren werden.“ — „Was?!“ — „Kommt schon mal vor, was, Herr Janssen?“ —

„Wie kriegen Sie denn dann was zu essen?“ — „Da brauchen wir nichts zu essen, Herr Hüttenkieker. Nur trinken ... Tee, Milch, das wird ja in die Grube geliefert.“ —

„Was machen die Jungs da?“

Die sind wohl für heute fertig mit ‚Buttern‘.“ — „Sie setzen Stempel. Dafür verwenden wir in diesem Streb Eisenbahnschienen mit unheimlich breitem Fuß. Die Jungs sagen ‚Russenköpfe‘ dazu. Sie stellen sich schon recht geschickt an. Einmal in der Woche lernen sie’s auch über Tage in unserer neuen Bergberufsschule...“

— „Alle Söhne von Bergarbeitern?“ — „Nein, aber Jung-Bergarbeiter, denen nach wenigen Wochen in der Grube schon aufgegangen ist, daß — etwa dem Fließband gegenüber — die Arbeit unter Tage ihre großen Reize hat: das Auf-sich-selbst-

gestellt-Sein, das Hand-in-Hand-Arbeiten im Kameradschaftsgedinge, das Vertrauen, auf das sich der Akkord wesentlich mit gründet. Der Steiger kann das Ort nur ein- bis zweimal in der Schicht befahren. Also liegt die Verantwortung beim Ortsältesten und die Leistung bei der Selbstzucht des einzelnen und bei der Kameradschaft, die er zu halten willig ist. In keinem anderen Beruf hängt wohl das Leben so sehr vom guten Willen des Kameraden ab wie manchmal im Bergbau.“ — „Aber so jeden Tag auf die Kohle einhauen?“ — „Das sieht nur so aus, Hüttenkieker. In der Praxis seines Arbeitstages wird der Bergmann bei jeder Schicht vor neue Verhältnisse gestellt: Die Struktur des Gebirges wandelt sich, das Hangende drückt so oder so, dem Zug des Liegenden muß man auf die eine und andere Weise gerecht werden. Es wird gebohrt, geschossen, verpackt, verbaut, die eine oder andere Art von Stempel kommt zur Verwendung, hier muß ein schneller Entschluß gefaßt, dort improvisiert oder ‚ausgeraubt‘ oder telefonisch Weisung eingeholt werden...“ — „Telefonieren kann man hier auch?“ —

„Hier auf Sohle 5 gibt es eine richtige Telefonzentrale.“

Willst du mal mit deiner Werkzeugung ‚Westfalenhütte‘ sprechen? Vor kurzem waren Besucher gerade eingefahren, da wurde der Obersteiger, der sie führen sollte, dringend von der Zentrale verlangt: Er mußte bei den Bergungsarbeiten helfen, weil im Aufhauen ein Mann verunglückt war. Noch von hier aus hat er den Werk-

arzt, Bergungsgezüge und Tornister-Sauerstoffgerät angefordert.“ —

„Was macht der Mann, der jetzt rechts im Lichtkegel meiner Lampe auftaucht?“ — „Der stellt die Weichen für den Grubenzug. Mit Preßluft.“ — „Und was ist das in den Wagen?“ — „Waschberge. Wird als Verpackungsmaterial gebraucht. Jetzt gehen wir rechts ab, Hüttenkieker. Da vorn kannst du ein Eisenbahnunglück sehen.“ — „Ein Eisenbahnunglück?“ — „Quatsch, Unglück, lediglich eine Lok ist entgleist.“ — „Können wir ja gleich mit anpacken, Florian. Glück auf, Kameraden! Sollen wir helfen?“ — „Laß man, Hüttenkieker. Bei einem Gewicht von 4 Tonnen richten zwei Mann mehr oder weniger nichts aus. Da kommt ja auch die Winde. Hochwinden, Klötze drunter, dann von der Seite her in die Gerade drücken. So wird aufgegleist. Die einspurigen Gleise dürfen nicht mehr als eine Toleranz von 1 cm haben. Willst du mal mit deinem Bergstock nachmessen? Und natürlich heißt es langsam fahren in der Grube. Nicht links, Hüttenkieker,

da wird grade Kalkstaub gegen Feuersgefahr gestreut.

Geradeaus kommen wir zum Stoßschaufellader mit Rutsche, der in der Stunde seine 40 Wagen lädt. Ist das was? Ja, so wird der Kumpel allmählich unabhängig von der Pannschuppe. Es gibt auch Wurf-schaufellader. Vielleicht haste auch mal was von ‚Entenschnabel‘ gehört?“ — „Sicherlich seid ihr mit Recht stolz auf die Errungenschaften der Technik, Florian, aber, weißt du, wenn ich schon mal hier unten bin, möchte ich den Kumpel bei der

Arbeit sehen, die er seit alters mit dem Gezähe verrichtet.“ — „Schön, Hüttenkieber, dann steigen wir ins Flöz. Schwing dich hinter mich auf den Wagen. Und dann hochstemmen . . .“ — „Einfach durch die Decke?“ — „Immer höher. He, hör mal eben auf da oben! Na, ist es dir immer noch zu hell, Hüttenkieber?“ — „Nee. Wenn wir hier die Lampen nicht hätten . . . Junge, Junge, wie die Kohle glitzert. Und wie kriegt man die los? Ach, das ist ein Preßlufthammer! Jetzt kann ich mir vorstellen, wie das ist, wenn die Kohle ‚ausläuft‘. Der könnte ja das ganze Gebirge zum Abrutschen bringen.“ — „Tja, wenn nicht richtig ausgebaut würde.“ — „Stufenweise wird das gemacht? Das mußt du mir mal aufzeichnen, Florian. Danke, ich stemme mich schon wieder ‚runter. Aber nun erklär mir: Vorhin, vor der Kohle, da ist ein Mann bis unter die Decke geklettert und hat seine Grubenlampe hochgehalten. Dann hast du gesagt:

„Eine kleine Aureole!“ —

„Das war der Wetter-Fahrsteiger, Hüttenkieber. Der befährt jeden Betriebspunkt und stellt eingehende Untersuchungen auf Grubengas an. Dazu muß er seine Benzin-Sicherheitslampe langsam in die Höhe bringen, denn das leichte Gas befindet sich ja oben. Für dich würde die Aureole um die Flamme erst bei 2% CH₄ erkennbar werden. Wenn so viel da wäre, müßte, da die bergbehördlich vorgeschriebene Grenze unter 1% liegt, das Grubengas abgesaugt werden, indem man in das Hangende oder Liegende Bohrlöcher stieße, Rohre einzementierte und Gasleitungen anschlösse, durch die das Gas abgesaugt wird. Fort-

spülen und verdünnen oder absaugen, das sind unsere Kampfmittel gegen das Grubengas.“ —

„Und nun möchte ich mal wissen, Florian, wie die Kumpels, die ja ihre Uhren oben gelassen haben, merken, wann Schicht ist?“ — „Die meisten Kumpels haben ihre Uhren mit ‚runtergebracht, Hüttenkieber, denn im Gegensatz zu deiner sind ihre Uhren staubdicht. Zum mindesten hat der Rutschenmeister eine oder der Ortsälteste. Meinste nicht, daß die auch ihre Signale verabredet haben, die z. B. an die Rohrleitung geklopft werden? Verlaß dich drauf, sie erfahren, wann Schicht ist, und sie sind nach acht Stunden herzlich froh drum. Außerdem müssen sie pünktlich sein. Denn das Ausfahren vollzieht sich nach ganz bestimmter Ordnung: Jeder nimmt seine Marke in Empfang, jeder steuert ‚seinen‘ Korb an, d. h., wer mit dem ersten Korb eingefahren ist, fährt auch mit dem ersten wieder aus, und bei einer Menschenfracht von 51 Mann, die der vierstöckige Korb aufnimmt, muß das Beladen schnell gehen.“ —

„Und wir wollen jetzt auch zur Seilfahrt?“ —

„Ja, da kannst du sehen, wie sie von allen Seiten kommen mit ihren Lampen und mit den schwarzen Gesichtern, auf denen der Staub die Müdigkeit zudeckt. Leg dein Halstuch um. Jetzt geht's gegen den Wetterstrom.“ — „Macht mir nichts aus, Florian, ich bin doch das Radfahren gewöhnt.“ — „Wenn du täglich gegen solchen Sturm anfahren müßtest, durch den wir jetzt gehen, dann wärest du entweder ein ein-

ziges Muskelpaket, oder du hättest überhaupt keine Lunge mehr im Leibe.“ —

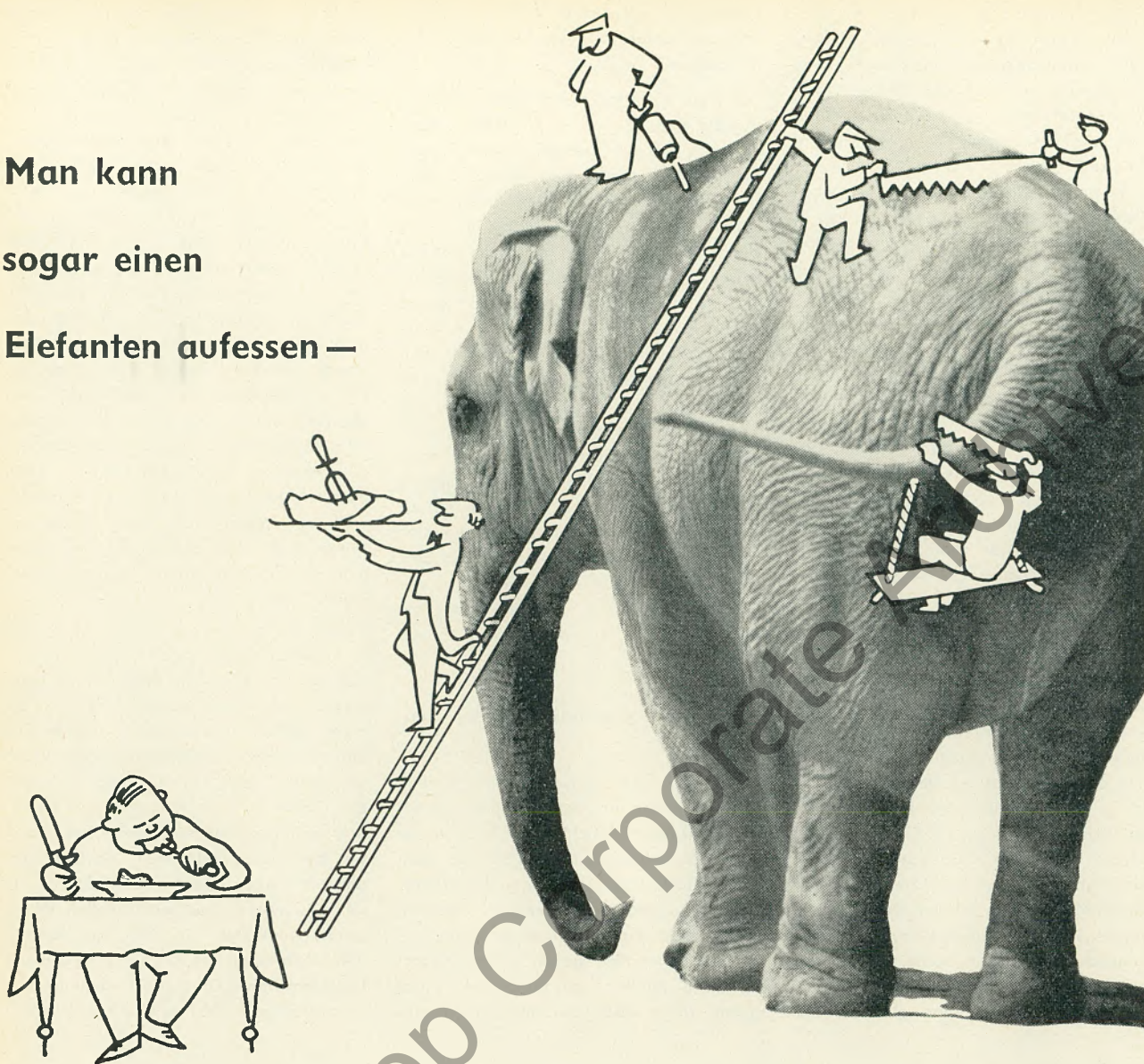
„Florian, ganz im Vertrauen, sag mir mal: Gibt's einen Berggeist?“ — „Hast wohl in allen ‚Hütte und Schacht‘-Nummern gelesen, was? Paß auf, Hüttenkieber. Jeder Bergmann wird dir sagen, daß er den Berggeist noch nicht gesehen hat. Was jedem Bergmann möglich erscheinen läßt, daß es ihn gibt, das ist die Angst. Das Gefühl, Hüttenkieber, das jeden beschleicht, wenn's zum ersten Male in die Tiefe geht. Hast es ja selber empfunden. Hast es aber nicht zugegeben. Hast nur gesagt: Es knackt in den Ohren. Geht allen so. Keiner gibt's zu. Wer mit den Verhältnissen vertrauter wird, der kriegt ein scharfes Ohr dafür, wie das Gebirge arbeitet, wie die Holzfaser im Stempel reißt . . . Dem Stempel, der knackt, ist er noch dankbar, weil er dadurch die Gefahr erkennt. Wenn dich einer nach dem Berggeist fragt, dann denk an die Angst, Hüttenkieber.“ —

„Wäre es beim Ausfahren nicht an der Zeit, ‚Glück auf‘ zu sagen, Florian? Glücklicherweise zum Licht?“ — „Eben nicht, Hüttenkieber. Der Gruß geht zurück auf die alten, ganz alten Bergleute, die in den Silberbergwerken das kostbare Erz schürfen wollten, den Schatz, wenn du willst, das Glück . . . Daß sie wieder ans Tageslicht kommen würden, darauf vertrauten sie bei allen primitiven Einrichtungen ohnehin. Aber wenn sie einfuhren zu ihrem schweren und gefährvollen Werk, dann wünschten sie sich gegenseitig: ‚Glücklich möge sich dir der Berg auftun! In diesem Sinne: ‚Glück auf, Hüttenkieber!‘“ — „Glück auf, Florian, Glück auf!“

Das Buttern bleibt immer eine brauchbare Sache



**Man kann
sogar einen
Elefanten aufessen —**



man muß ihn nur in kleine Stücke schneiden!

So wörtlich können wir das indische Sprichwort natürlich nicht nehmen. Hinter dem scheibenweise verspeisten Elefanten stecken ein paar nützliche Erfahrungen. Da ist zum Beispiel der Auftrag, den du erhalten hast. Ein schönes Stück Arbeit! Bis dann und dann muß die Sache fertig sein, hieß es. Anfangs hast du dir Zeit gelassen, den Beginn der Arbeit hinausgeschoben. Nun ist der Termin plötzlich in bedenkliche Nähe gerückt. Du weißt nicht, wie du es schaffen sollst. Der dicke Elefant lastet mit seiner Zentnerlast auf dir. Er verfolgt dich bis in deine Träume... Nein, so geht es nicht. Du mußt dir einen Plan machen, mußt deine Zeit von Anfang an einteilen. Wenn dir ein Fernziel gesetzt ist, mußt du die Strecke Weges zerlegen

und dir lauter einzelne Nahziele stecken. Dann wirst du sie mühelos und ohne Hast bewältigen. Nimm dir für jeden Tag eine Teilaufgabe vor und erledige sie gewissenhaft. Sage nicht: Morgen ist ja auch noch Zeit...

Zum zweiten: Du mußt nicht alles allein machen wollen. Die anderen sind auch noch da. Beteilige sie an deiner Aufgabe. Übertrage ihnen Verantwortung, gib jedem einen fest umrissenen Auftrag. So schaffst du dir zufriedene, einsatzfreudige Mitarbeiter, und du selbst behältst Kopf und Kräfte frei für größere Aufgaben. Auch auf diese Weise läßt sich ein Elefant zerlegen. Und drittens, und das gilt besonders für dein Privatleben: Wenn

dein Wunschelefant „Möchtegern“ zu groß ist und die finanzielle Decke, nach der du dich strecken mußt, zu kurz — auch dann läßt sich ein aufgeteilter Elefant leichter verspeisen als ein ganzer auf einmal. Zum Beispiel heute meinetwegen der Schlafzimmerschrank und morgen die Fernsehtruhe und übermorgen der Kleinvagen, aber alles hübsch der Reihe nach und im Rahmen des Möglichen. Mit Fleiß, Sparsamkeit und Überlegung läßt sich manches schaffen. Aber auch dafür ist ein Plan erforderlich.

Von dem großen, dicken Elefanten können wir uns vielleicht noch manche Scheibe abschneiden. Für heute soll es bei diesen drei guten Ratschlägen bleiben:

Nicht alles zugleich! Nicht alles allein! Nicht alles auf einmal!

UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Fritz Börger und Hugo Kaethler, Maschinenabteilung Stahlwerke: Durch die Umänderung der Reduzieranlage, die den Dampfdruck von 32 atü auf 12 atü für die Teerölpumpen des Stahlwerkes III reduzieren muß, ist eine erleichterte Bedienung der Anlage möglich geworden.

Hans Aukskel, Versuchsbetriebe Hauptlaboratorium: Der Vorschlag über Kerbringe bei Probenahme zur Bestimmung des Wasserstoffes im flüssigen Stahl ist sehr gut. Entgegen den von anderen Stellen angewendeten Verfahren traten mit der vorgeschlagenen Kokillenform keine Schwierigkeiten auf. Die Entnahme von Proben aus dem Schmelzbade für die Wasserstoffbestimmung ist Gegenstand einer Gemeinschaftsuntersuchung auf internationaler Grundlage. Nach umfangreichen gemeinsamen Probenahmen im Mannesmann-Hüttenwerk, Huckingen, wurde im Chemikerausschuß des VDEH beschlossen, die vorgeschlagene Kokillenform dem zuständigen internationalen Sonderausschuß zur allgemeinen Benutzung vorzuschlagen. Wie uns der Vorsitzende des Chemiker-Ausschusses des VDEH, der gleichzeitig Vorsitzender des genannten internationalen Sonderausschusses ist, nunmehr mitteilt, ist die vorgeschlagene Kokillenform von diesem Ausschuß in seiner Oktobersitzung in Paris für die Entnahme von Proben für die Wasserstoffbestimmung im flüssigen Stahl angenommen und zur allgemeinen Benutzung vorgeschlagen worden.

Franz Jung, Betriebswirtschaft: Bei der Torstahlfertigung in der Schwellenschweißerei arbeiteten die vollautomatischen Kasseler Maschinen, die Drähte von 6 und 7 mm Durchmesser tordieren, von 53-kg-Ringen. Nach jedem Ring mußte erst der nächste Ring angeschweißt werden, d. h., es trat immer eine Pause von etwa 2 Minuten ein, während der die Maschine nicht arbeiten konnte. Durch den Vorschlag, 12 bis 15 Ringe schon vorher aneinanderzuschweißen und über einen Dorn, der in einer Grube steht, zu legen und von hier aus abzuhaspeln, konnte diese Schweißpause eingespart werden.

Jubilare August 1959

40

WILHELM SONNTAG
Elektrotechnische Abteilung

WENDELIN SCHRÖTER
Kaliberwalzwerke

HEINRICH WEBER
Kaliberwalzwerke

PAUL SPIWEIKE
Hochofen

ERNST HÖLSCHER
Mechanische Werkstätten

BERNHARD POLLET
Hochofen

KARL GLEBA
Eisenbahnbetrieb

JOHANN KRIEGER
Kaliberwalzwerke

WILHELM NAGEL
Energiewirtschaft

ANTON KÖNIG
Steinfabrik

FRANZ HEPPNER
Neubauabteilung

ALFRED KAMPETER
Eisenbahnbetrieb

RICHARD SCHNABEL
SM-Stahlwerk

KARL SCHUNDER
Kaliberwalzwerke

25

WLADISLAUS MISTERSKY
Sozialwerkstätten

EMIL KÖHLER
Breitbandwalzwerk

EMIL PAEGERT
Hochofen

WALTER FEHSER
Mechanische Werkstätten

HANS KAMSTEIN
Martinwerk I/II

FRITZ SCHÜRMANN
Eisenbahnbetrieb

OSKAR FLIEGE
Maschinenabteilung

KARL MÜCHER
Hauptregistratur

BERNHARD HAGENKÖTTER
Betriebswirtschaft

Verdienstvolle Mitarbeiter

Bruno Nagel und Friedhelm Rüping, Hauptlaboratorium: Die Vereinfachung der Kieselsäurebestimmung stellt eine der Maßnahmen beim analytischen Arbeiten dar, wie sie seit einer Reihe von Jahren von der Laboratoriumsleitung im Rahmen der Rationalisierung von Untersuchungsverfahren systematisch geplant und durchgeführt wurden. Der Vorschlag, die Perchlorsäureeindampfung zur Kieselsäureabscheidung auch bei Erzen anzuwenden, ist geprüft und für brauchbar befunden worden. Die Analysierzeit wird dadurch um 24 Stunden verkürzt. Das Verdienst der Herren Nagel und Rüping besteht darin, daß sie ein an sich bekanntes Verfahren für die besondere Anwendung in der Erzanalyse in Vorschlag gebracht und mit Erfolg angewendet haben.

Friedrich Klaus, Maschinenabteilung Walzwerk I/III: An dem neuen Warmbett III sind von der Demag alle Laufbahnen an den Dehnfugen in ähnlicher Art, wie vorgeschlagen, geändert worden. Nachdem das Warmbett nun wieder in Betrieb genommen worden ist, kann bis heute gesagt werden, daß keine weiteren Seile gerissen sind. Die Stöße beim Überfahren der Dehnfugen sind kaum zu bemerken, so daß die Gefahr des selbständigen Auslösens der Daumen beseitigt zu sein scheint.

Walter Grabowski, Kaltwalzwerk: Die vorgeschlagene Änderung der Gummiqualität der Wringrollen an der elektrolitischen Entfettungsanlage im Kaltwalzwerk hat sich mit Hilfe der Lieferfirma durchführen lassen. Die Verlängerung für den Öldruckschlauch, die ebenfalls vorgeschlagen wurde, war erforderlich und ist durchgeführt worden.

Karl Rolf und Heinrich Reineking, Maschinenabteilung: Die vorgeschlagene zusätzliche Speiseleitung zu den Abhitze-kesseln des Martinwerkes II und der Gaszentrale hat sich in vielen kritischen Fällen, wenn der Kesseldruck plötzlich nachließ, als sehr wirkungsvoll erwiesen. Die Betriebssicherheit der Abhitze-kessel wurde damit ganz beträchtlich erhöht.

Biergenuß beruhigt die Nerven

Da fand ich eine interessante Meldung aus New York.

Interessante Versuche wurden am Institut für angewandte Biodynamik der amerikanischen Yale-Universität durchgeführt, um die Folgen eines mäßigen Biergenusses festzustellen. Prof. Dr. Leon A. Greenberg, Leiter des Instituts und Direktor des Yale-Zentrums für Alkoholistudien, traf diese Anordnungen, um den „Nervositätsspiegel“ von Männern zu messen.

In einem mit einer Klimaanlage ausgestatteten schalldichten Raum mußten die Versuchsobjekte Spielkarten ordnen und genau zählen. Zu solcher Beschäftigung braucht man Ruhe und Konzentration. Aber gerade daran fehlte es. In unregelmäßigen Abständen bupten Autohörner, schrillten Klingel, und es gab auch sonst allerhand Radau. Die Kartenzähler wurden nervös und ließen es an Genauigkeit und auch an Schnelligkeit fehlen. Professor Greenberg maß dabei an einem wie ein Lügendetektor konstruierten Gerät die Nervositätskurven, Blutdruck, Herzrhythmus, Hautfeuchte und Hirnströme ab.

Als alle Versuchsobjekte eine starke Beeinträchtigung ihrer Konzentrationsfähigkeit zeigten, forderte man sie auf, eine bestimmte Menge Bier mit einem Alkoholgehalt von 4,3% zu trinken. Sehr bald zeigte der „Lügendetektor“ einen merkbaren Rückgang der nervösen Spannung. Nach Genuß einer halben Flasche ging der Nervositätsspiegel im Durchschnitt um 13% zurück. Nach zwei Flaschen Bier betrug der Rückgang sogar 37%.

Greenberg setzt seine aufschlußreichen Experimente fort. Er ist überzeugt, daß mäßiger Biergenuß dazu beiträgt, die Spannungen des Alltags auszugleichen und den nervösen „Stress“ zu mildern, unter dem wir alle leiden. Dazu sagt er: „Zwei bis drei Flaschen Bier täglich können nervöse Spannungen genügend herabsetzen, um Bluthochdruck zu vermeiden, der wieder Anlaß zu Herzleiden ist. Eine Beeinträchtigung der Arbeitsleistung ist dabei nicht zu befürchten.“

Sämtliche Experimente beweisen bisher, daß Alkohol in Mengen, die keinen Rauschzustand herbeiführen, ein merkliches Absinken des Nervositätsspiegels bewirkt. In einem Bericht über die bei Ratten angestellten Versuche erklärt Greenberg: „Die gelegentliche Linderung von Angstzuständen und die Beseitigung nervöser Spannung durch die leicht beruhigende Wirkung schwach alkoholischer Getränke wie Bier könnte beweisen, warum die meisten menschlichen Gesellschaften in aller Welt seit jeher mäßigen Biergenuß geschätzt haben.“ Zu ähnlichen Schlüssen kam er auch bei der Untersuchung der Wirkung von Alkohol auf die elektrische Leitungsfähigkeit der menschlichen Haut.

Was sagen jetzt unsere Frauen, wenn wir Bier nicht mehr als Genuß-, sondern als Heilmittel konsumieren? W.B.

Vorsicht bei der gütlichen Regelung der Ersatzansprüche gegen Unfallschädiger

Wir bitten unsere Belegschaftsmitglieder für den Fall, daß sie einen Unfallschaden oder andere Verletzungen erlitten haben, die durch dritte Personen herbeigeführt wurden, dem Vorstand dies möglichst unter Mitteilung der Adresse des Schädiger

Wir kommentieren und glossieren

Erfolg — nur durch dich selbst!

Nun sind sie schon einige Wochen an ihrem Arbeitsplatz, unsere Lehrlinge, Praktikanten, Volontäre. Mit großen Hoffnungen, ja nicht selten mit Illusionen haben sie „ihren“ Beruf ergriffen, von dem sie sich Lebensglück und Erfolg erhoffen. Sie haben sich ehrlich „hineingekniert“ in all die Kenntnisse und Kniffe, die nun einmal zu einer richtigen Berufserfahrung gehören müssen.

Freilich, so leicht und schnell geht das alles nicht, und darum kann es wohl sein, daß der eine oder andere unserer jungen und auch älteren „Erfolgsanwärter“ ein wenig enttäuscht die Flügel hängenlassen will. Das wäre nun der schlimmste Fehler, der im Berufsleben überhaupt zu machen ist, und vor allem in den jungen Jahren, in denen man seine Zukunft zimmern will und auch soll.

Doch oft werden so ein paar unumgänglich notwendige Kleinigkeiten übersehen. Man muß sich nämlich darüber klar sein, daß es nur zwei Wege gibt, wie man sein Berufsleben gestalten will:

Entweder ein angenehmes und vergnügliches Leben führen — oder Erfolg haben

Nun ist es aber so, daß man zwischen diesen beiden Möglichkeiten wählen muß, denn sie lassen sich auf keinen Fall miteinander verbinden. Wer nur ans Vergnügen denkt, findet nicht die Zeit, sich weiterzubilden. Ja, er kommt auch nicht zum Nachdenken über sich selbst und seine Arbeit — und Nachdenken gehört zum Erfolg wie die Luft zum Leben.

„Hat ja alles keinen Sinn heutzutage bei der Technisierung und Automatisierung“, höre ich da sagen. Doch das stimmt nicht und hat nie gestimmt. Nicht Kapital ist gesucht, das findet sich immer wieder zum Aufbau eines Unternehmens, nein, Köpfe werden gesucht, die es aufbauen und weiterführen können — und die stehen oft an der Werkbank oder sitzen auf dem Drehkran. Sie bedienen ihre Maschinen besser, geschickter, einfühlsamer, eben weil sie dabei „mit Köpfchen arbeiten“. Und das wird sich eines Tages „rumsprechen“, man wird auf sie aufmerksam. Aus „Handarbeit mit Nachdenken“ wird immer Kopfarbeit, und die muß man natürlich weiterbilden, wofür es genügend Möglichkeiten in der Freizeit gibt. Einmal erkennen diese vorwärtstrebenden „Freizeitgestalter“ dann: Wissen ist Macht, Wissen und Können sind und werden immer gesucht und bringen einen voran.

Extraarbeit in der Freizeit

durch Selbststudium und Unterricht? „Daran profitiert doch nur der Chef“, könnte jetzt einer einwenden. Keineswegs, am meisten hat dieser Fleißige selbst davon, denn er steigert seine Geschicklichkeit und Ausdauer. Und nicht zuletzt wächst seine Erfahrung, seine Ausdauer nimmt zu, und schließlich profitieren sein Charakter und damit seine Persönlichkeit eine ganze Menge daran.

Wer eine Persönlichkeit darstellt, hat nicht nur ein großes Fachwissen und die Gabe, andere anzuleiten und Arbeitsvorhaben zu organisieren. Ein solcher Mensch muß auch ein verstehender Arbeitskamerad sein mit einem tiefen sozialen Denken. Er darf das nicht markieren, es muß aus dem Herzen kommen, denn die anderen lassen sich nicht täuschen. Zu einer solchen ausgereiften Persönlichkeit gehört auch die Liebe zu den schöneren Dingen des menschlichen Daseins, seien es nun Musik, Kunst, Literatur, Dichtung oder sonst etwas.

Zehn Gebote für den Erfolg

so ungefähr hat sie einmal der amerikanische Erfolgsmensch Charles M. Schwab, der es vom Arbeiter zum Generaldirektor brachte, vorgeschlagen. Man sollte sie wohl auf den Spiegel kleben.

1. Liebe deine Arbeit — nur dann wirst du sie völlig beherrschen, und sie wird dich glücklich und zufrieden machen.
2. Arbeite fleißig — das ist eine Kapitalanlage, die sich eines Tages bezahlt macht.
3. Arbeite genau — Pfsucherei schafft nur Pfsuchergebisse, und die zahlen sich nicht aus.
4. Tue in allem dein Bestes. — Wer sein Bestes tat, hat alles getan, wer weniger tat als sein Bestes, hat nichts geleistet.
5. Denke selbständig. — Der gedankenlose Arbeiter (gleich, welcher Art) ist der Schrecken der Vorgesetzten und Kollegen. Muß man sich wundern, daß er zu nichts kommt?

6. Sei stets zielbewußt — geh deinen Weg und halte dein Ziel vor Augen.
7. Lerne fleißig — du mußt mehr wissen als andere. Wissen ist nicht nur Macht, sondern auch Grundlage für jedes Vorwärtskommen.
8. Erziehe dich zu einer Persönlichkeit. — Wer eine Persönlichkeit ist, steht über dem Durchschnitt. Zu jeder Persönlichkeit gehören auch Menschlichkeit, Nächstenliebe und Herzlichkeit.
9. Sei hilfreich und laß andere an deinem Erfolg teilnehmen. — Es zeugt für Menschlichkeit, Edelmut und Anständigkeit.
10. Denke sozial. — Nur wenn du deinen Mitmenschen ein echtes Gefühl des Verstehens entgegenbringst, werden sie gern mit dir arbeiten und dich als erfolgreichen, menschlichen Vorgesetzten anerkennen.

Sei ruhig „herzlos“

Dieser Tage gingen zwei — vielleicht weniger beachtete, aber doch alarmierende — Meldungen durch die Presse und über den Äther: In starkem Maße leiden in den USA junge und ganz junge Männer an nervösen Herzbeschwerden, die kaum erworben, sondern durchaus organischer Natur sind. Gründe: Starke Belastung im Berufsleben, zu vieles und zu gutes Essen, zu viel Autofahren und zu wenig Sport. Dicke sind nicht besonders anfällig, dafür mehr die Schmalen. Bei Mädchen sind die Beschwerden nicht annähernd so häufig. — Erschreckendes Ergebnis bei der Musterung des Jahrgangs 1938 in Oberfranken: Von 115 Jugendlichen (alle Bauernsöhne) litten über ein Drittel an Kreislaufstörungen.

Sollten wir uns nicht nach diesen — man kann ruhig sagen — furchtbaren Feststellungen den Rat „zu Herzen nehmen“: Sei ruhig „herzlos“!

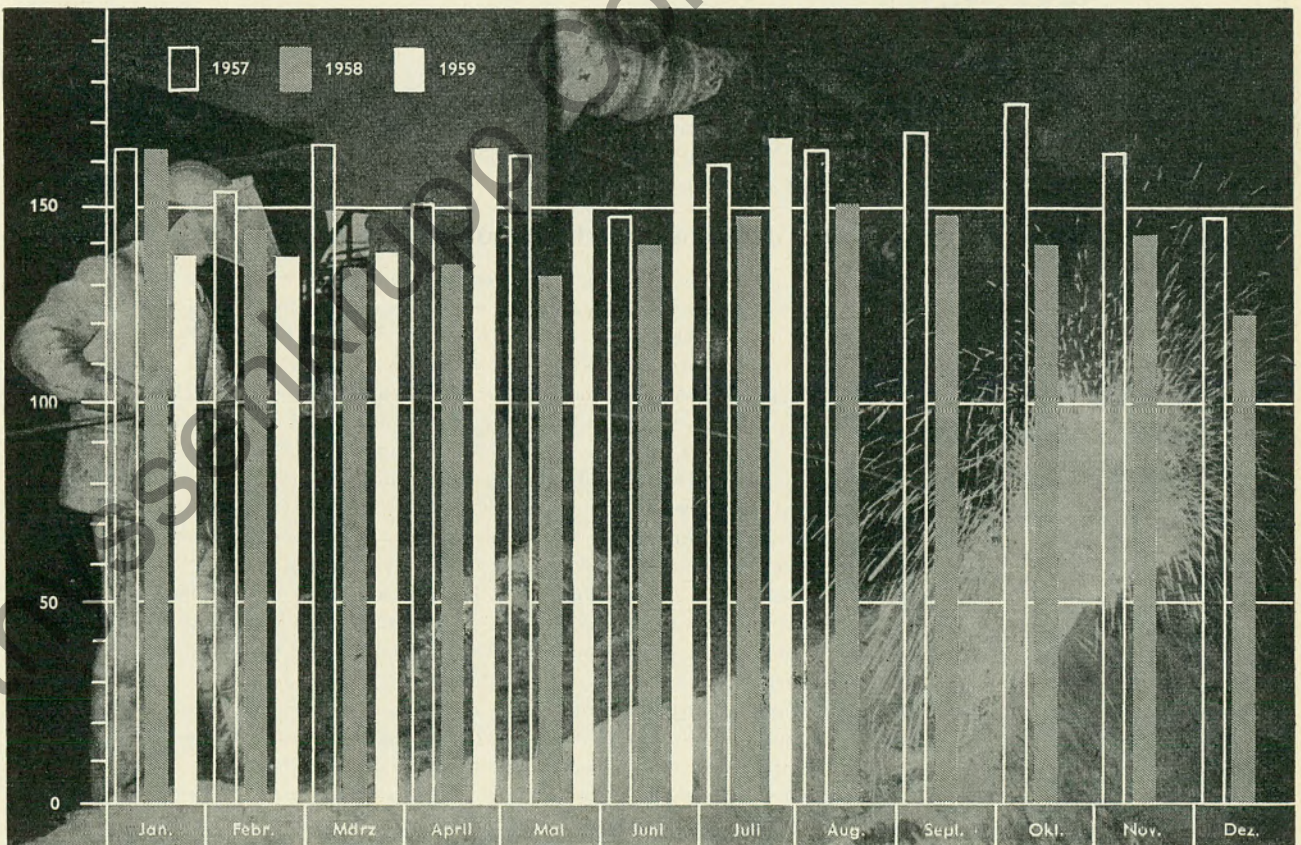
gers gleichzeitig mit der Arbeitsunfähigkeit zu melden.

Belegschaftsmitglieder, die sich mit dem Urheber des Schadens oder seiner Versicherung über die Schadensregelung vergleichen wollen, achten bitte, unter allen Umständen darauf, in ihrem eigenen Interesse folgenden Vorbehalt im Abfindungsvergleich zu machen:

„Soweit ich infolge der Schädigung während meiner Arbeitsunfähigkeit Leistungen meines Arbeitgebers empfangen habe oder empfangen werde, bleiben meine Schadenersatzansprüche von unserer gütlichen Regelung unberührt, da ich verpflichtet bin, diese Ansprüche an meinen Arbeitgeber abzutreten.“

Falls Belegschaftsmitglieder einen solchen schriftlichen Vorbehalt bei der Regelung ihrer Ersatzansprüche nicht machen, laufen sie Gefahr, daß sie selbst für den Schaden aufkommen müssen, der der Firma dadurch entstand, daß sie unberechtigt auf diese Ansprüche verzichtet haben.

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG IN 1000 TONNEN

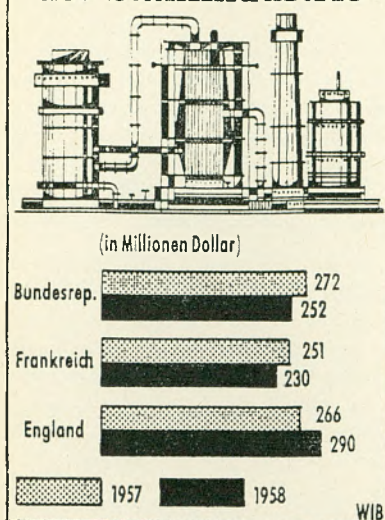


Monatsdurchschnitt 1957 = 160164 t
Monatsdurchschnitt 1958 = 141635 t

Nachkriegshöchstherzeugung Okt. 1957 = 175330 t

Vorkriegshöchstherzeugung März 1939 = 123536 t

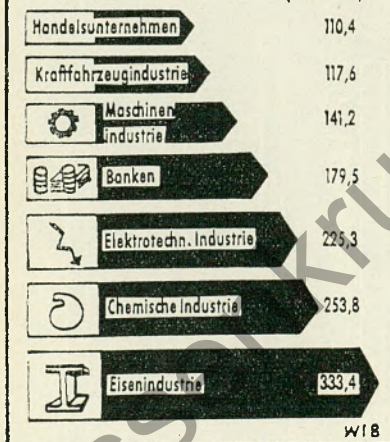
Investitionen in der Stahlindustrie



In einem Bericht über die Eisen- und Stahlerzeugung in den OEEC-Ländern wird auf die Notwendigkeit einer hohen Investitionstätigkeit auch in den kommenden Jahren hingewiesen, damit die Stahlindustrie ihre Erweiterungs- und Modernisierungspläne verwirklichen kann. Der Bericht betont, daß der Rückgang der Investitionstätigkeit im letzten Jahr allen Anzeichen nach nur eine vorübergehende Erscheinung gewesen ist.

Wer investiert „draussen“?

Westdeutsche private Auslandsinvestitionen nach Branchen 1952 - März 1959 (in Mill. DM)



Von 1952 bis Ende März 1959 betrugen die deutschen privaten Direkt-Investitionen im Ausland rund 2,3 Milliarden DM. Der größte Anteil ging nach Amerika (1,17 Milliarden DM, davon nach Südamerika 610,3 Millionen DM). An zweiter Stelle steht Europa, gefolgt von Afrika, Asien und Australien. Zu dem westdeutschen Privatkapital, das ins Ausland wandert, kommen noch Exportgarantien, Kredite und Stiftungen der Bundesregierung. Sie dürften in diesem Jahr die 10-Milliarden-DM-Grenze überschreiten.

TECHNIK UND PRODUKTION

Weiter beschleunigtes wirtschaftliches Wachstum

In ihrer Beurteilung der Wirtschaftslage um die Jahresmitte 1959 kommt die Arbeitsgemeinschaft deutscher wirtschaftswissenschaftlicher Forschungsinstitute e. V. zu dem Schluß, alles spreche dafür, daß sich das Tempo des wirtschaftlichen Wachstums in der zweiten Hälfte des Jahres 1959 weiter beschleunigen werde. Zwar werde die Bautätigkeit, der bisherige Hauptträger der Expansion, nicht mehr so stark wachsen wie bisher, da sich hier zusätzliche Arbeitskräfte kaum mehr mobilisieren lassen. Verstärkt ausweiten werde sich dagegen die Produktion für den Export und die Ausrüstungsinvestitionen. Die zunehmende Bereitschaft der Wirtschaft, ihre Investitionsausgaben zu steigern, habe sich bisher in den Umsätzen noch kaum niedergeschlagen, zunächst also hauptsächlich zu einer Auffüllung der Auftragsbestände geführt. Auch von den Lagerinvestitionen her sei mit einer Belebung der Produktion zu rechnen. Bei der Abschätzung der Möglichkeiten, die in den kommenden Monaten für die gesamtwirtschaftliche Expansion gegeben sind, darf nach dem Bericht nicht übersehen werden, daß ganz allgemein dem Wachstum der Produktion durch den Mangel an Arbeitskräften enge Grenzen gesetzt sind. Der Steigerung der Produktion komme unter diesen Umständen eine ausschlaggebende Bedeutung zu. Die Voraussetzungen für eine verhältnismäßig starke Steigerung seien insofern günstig, als die Investitionen der Wirtschaft zu einem großen Teil auf dieses Ziel hinausgerichtet seien.

Da bisher keine Anzeichen dafür vorliegen, daß es in der zweiten Hälfte des Jahres zu Lohnsteigerungen kommen wird, die über den bisherigen Umfang hinausgehen, und auch die Expansion der sonstigen für den privaten Verbrauch verfügbaren Einkommen verhältnismäßig schwach sein dürfte, werden nach Meinung der Institute sich die Verbrauchsausgaben zwar weiter erhöhen, aber vermutlich doch nur in annähernd dem gleichen Tempo wie bisher.

Vorausschätzungen sind zu optimistisch

Im Beratenden Ausschuß der Produzenten, Arbeitnehmer und Verbraucher der Montanunion meldeten die deutschen Vertreter in Luxemburg gewisse Bedenken gegenüber den optimistischen Vorausschätzungen der Hohen Behörde bei Kohle und Stahl an.

Zum Stahlverbrauch machten die deutschen Produzenten darauf aufmerksam, daß die Produktion zwar wieder den Rekordstand von 1957 allmählich erreiche, daß dieser Stand jedoch angesichts der erhöhten Kapazitäten einer gegen 1957 verringerten Kapazitätsausnutzung gleichkomme.

Der deutsche Maschinenbau in der europäischen Integration

Das vorbehaltlose Bekenntnis der westdeutschen Maschinenindustrie zur Eingliederung der westdeutschen Wirtschaft nicht nur in den europäischen Raum, sondern in die Weltwirtschaft überhaupt, unterstrich erneut der Leiter der Außenhandelsabteilung des Vereins Deutscher Maschinenbau-Anstalten e. V. (VDMA), Rolf Audouard, anläßlich einer Vortragsveranstaltung vor der Deutsch-Schwedischen Handelskammer in Stockholm. Der westdeutsche Maschinenbau, der den Protektionismus grundsätzlich ablehne, vertrete nach wie vor die Auffassung, daß nur eine europäische Zollunion mit Einschluß Deutschlands gesunde wirtschaftliche Verhältnisse in Europa herbeiführen kann. Zweifellos komme der deutschen Maschinenproduktion im Fertigstellungsvolumen der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft insgesamt besondere Bedeutung zu, an dem die Bundesrepublik mit 54 Prozent, Frankreich mit 25 Prozent, Italien mit 15 Prozent, die Niederlande mit 4 Prozent und Belgien/Luxemburg mit 2 Prozent beteiligt sind, während in einer gesamteuropäischen Wirtschaftsassoziation die Maschinenproduktion der Bundesrepublik mit rund 31 nach Großbritannien mit 32 Prozent beteiligt sein würde.

Die größte Verwundbarkeit des westdeutschen Maschinenbaues liege auf dem Gebiet des Außenhandels. Mit 20 Prozent des gesamten westdeutschen Exports sei die deutsche Maschinenindustrie die größte Exportträgerin der Bundesrepublik. Ihre Exportquote sei von 20 Prozent im Jahre 1950 auf 37 Prozent im Jahre 1958 gestiegen. Auf Grund dieser Situation müsse sie zwangsläufig alles, was dem Außenhandel abträglich ist, mit großer Sorge betrachten. Rund 28 Prozent der westdeutschen Maschinenausfuhr gingen im vergangenen Jahr in Länder der EWG, weitere 27 Prozent in die übrigen OEEC-Länder und 45 Prozent in dritte Länder.



Der Stahlmarkt festigt sich weiter

Kennzeichnend für die feste Verfassung des Stahlmarktes ist der weitere Anstieg der westdeutschen Eisen- und Stahlproduktion im Juni. Auch die Walzstahlaufträge haben wieder zugenommen. Nach den vorläufigen Ermittlungen der Außenstelle Düsseldorf des Statistischen Bundesamtes konnte die Rohstahlproduktion in der Bundesrepublik weiter von 2 005 584 t im Mai auf 2 229 376 t im Juni erhöht werden. Die arbeitstägliche Durchschnittserzeugung an Rohstahl stieg auf 85 745 (83 566) t. Mit der Juni-Erzeugung von 2,23 Mill. t wurde ein neuer monatlicher Höchststand erreicht. In den ersten sechs Monaten 1959 konnte in der Bundesrepublik immerhin bereits wieder eine Rohstahlerzeugung von 11,79 Mill. t erreicht werden gegenüber 11,87 Mill. t im ersten Halbjahr 1958. Die westdeutsche Roheisengewinnung nahm im Juni gegenüber Mai auf insgesamt 1 559 300 (1 456 961) t zu. Besonders bemerkenswert ist hier der starke Anstieg der Tagesproduktion auf 51 977 (46 999) t. Dies deutet darauf hin, daß die westdeutschen Erzeugerwerke verstärkt Roheisen für die Stahlproduktion einsetzen, um den Schrottverbrauch nicht zu stark ansteigen zu lassen. Die Entwicklung der Auftrags-eingänge bei den westdeutschen Lieferwerken ist nach wie vor günstig. Im Juni dürfte der Bestelleingang nach dem durch die geringere Zahl von Arbeitstagen bedingten leichten Rückgang im Mai wieder auf über 1,5 Mill. t Walzfertigstahl angestiegen sein und damit den hohen Stand vom April wieder erreicht haben.

(Handelsblatt)

Krankheitsanfälligkeit der Jugend

Die jüngsten ärztlichen Untersuchungen an Jugendlichen führten bei den weiblichen Angestellten zu beunruhigenden Ergebnissen. Danach sind nur 22,7 Prozent von den 1958 untersuchten 32 990 siebenjährigen weiblichen Lehrlingen „ohne Befund“. Die Krankheitsanfälligkeit der Jugend nahm in den letzten Jahren in erschreckender Weise zu. Diese Feststellungen ergeben sich aus einer neuen Statistik der Deutschen Angestellten-Krankenkasse. — Während 1939 3,2 Prozent der Untersuchten kurreif waren, stieg die Zahl 1955 auf 21,1 Prozent und erreichte im Jahre 1957 mit 34,3 Prozent

ihren bisherigen Höhepunkt. Auch die Zunahme an Überweisungen in hausärztliche Behandlung unterstreicht diese Entwicklung: 1939 mußten sich von den untersuchten Mädchen 1,6 Prozent in hausärztliche Behandlung begeben; 1955 waren es 9,3 Prozent; 1957 aber bereits 31,2 Prozent, und bei fast allen Krankheitsarten ist eine stetige Zunahme festzustellen. So z. B. bei Fußleiden: 1933 = 13,8 Prozent, 1955 = 17,9 Prozent, 1957 = 27,6 Prozent.

Abgaben

Steuern und Sozialversicherungsbeiträge verschlingen in der Bundesrepublik fast ein Drittel des Sozialprodukts, also der Gesamtmenge aller erzeugten Güter und Dienstleistungen. Die Belastung der Bundesrepublik ist damit die höchste im Bereich der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft. Die niedrigste hat Belgien mit 23,5 Prozent.

(Sonntagszeitung)

Die Saar — ein „kleines Ruhrrevier“

Auf der nur 2567 qkm großen Fläche des Saarlandes leben über eine Million Menschen. Die Bevölkerungsdichte ist daher mit 390 Einwohnern je qkm fast doppelt so hoch wie in der gesamten Bundesrepublik und kommt fast der Bevölkerungszusammenballung an der Ruhr gleich... Zahlenmäßig bedeutet das Hinzukommen der Saar eine Steigerung der Kapazitäten Westdeutschlands bei der Koble um 12,5 Prozent, beim Roheisen um 17 Prozent und beim Rohstahl um 14 Prozent... Insgesamt befinden sich an der Saar drei große Hüttenwerke und drei kleinere Unternehmen der eisenschaffenden Industrie, die zusammen 33 000 Arbeitnehmer beschäftigen. An der Spitze stehen die Röchlingschen Eisen- und Stahlwerke in Völklingen mit einer Rohstahlkapazität von 1,1 Millionen Jahrestonnen, gefolgt vom Neunkirchener Eisenwerk mit einer Kapazität von einer Million t und der Burbacher Hütte mit 800 000 t. Die weiteren Betriebe sind die Dillinger Hütte, die Halberger Hütte in Brebach und das Stahlwerk St. Ingbert. Die ebenfalls zum Grundstoffbereich zählende Draht-, Röhren- und Gießerei-Industrie beschäftigt fast 10 000 Arbeitnehmer. Das bedeutendste Unternehmen auf diesem Gebiet sind die Röhrenwerke Bous, die über eine Produktionskapazität von 75 000 t nahtloser Rohre verfügen.

(Frankfurter Rundschau)

Die Manager in der Politik

Im modernen Staatswesen spielen die Verbände eine große Rolle. Auf der einen Seite stehen die Parteien, auf der

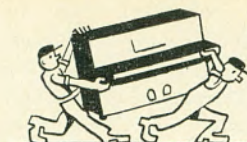
anderen die Interessengruppen, zu denen Professor Eschenburg, der in Baden-Baden vor der Arbeitsgemeinschaft Selbstständiger Unternehmer e. V. sprach, auch die Gemeinden, die Länder und die Kirchen zählte, soweit ihre Tätigkeit die weltliche Sphäre berührt... Gefährlich sei ihr mannigfacher politischer Einfluß auf Staat und Gesetzgebung, vor allem dann, wenn einzelne Abgeordnete oder Minister mit finanzieller Unterstützung in Abhängigkeit gebracht würden. Das gelte auch für die Parteifinanzierung... Sobald ein Verband einzelne Abgeordnete unterstütze mit der Absicht, Vorteile zu erlangen, sei die Grenze des Erlaubten überschritten. Eine Gefahr erkennt Eschenburg auch darin, daß manche Verbände nicht mehr als demokratische Organisationen bezeichnet werden könnten; sie seien oligarchisch aufgebaut... Die Führung liege deshalb allein in den Händen von Managern, die auch in die maßgebenden Gremien des Staates geschickt würden. Ihre Entscheidungen richteten sich nicht nach sachlichen Gesichtspunkten; Vergünstigungen für die Mehrheit der Mitglieder seien ihnen wichtiger... Nicht zu gering eingeschätzt werden darf auch der Zwang, den die Verbände auf den einzelnen auszuüben bestrebt sind.

(Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung)

Kaliber 32

Harmlose Hausfrauen, die bisher geglaubt hatten, Venen, Innereien und Schwarten des toten Schweines oder Rindes wanderten in die Seifenfabrik bzw. würden verbrannt, sind jetzt eines Besseren belehrt worden. Ernährungswissenschaftler haben herausbekommen, daß gerade diese Teile wertvoll sind und die mit ihrer Hilfe hergestellten „einfachen Brühwürste“ viel nahrhafter sind als Würstchen schlechthin. Solches war in der Jahresversammlung des Fleischerinnungsverbandes Nordrhein in Wuppertal zu hören. Strenge Vereinbarungen, so wird versichert, sind dieserhalb zwischen dem Deutschen Fleischerverband, der Deutschen Fleischwaren- und Feinkostindustrie und dem Verband der Fleischwarenfabriken getroffen worden. Die „einfache Brühwurst“ muß allerdings als äußeres Kennzeichen mindestens das „Kaliber 32“ besitzen, also einen Durchmesser nicht unter 32 Millimeter. An der Dicke sollt ihr sie erkennen! Würstchen der besseren Qualität sind also schlank und teuer, die anderen dick und preiswert. Zum Trost wird versichert, die Spitzenwürstchen stellten nur eine Delikatesse dar, während die anderen, die dicken, einen höheren Vitamingehalt und damit größeren Nährwert besitzen.

(Allgem. Sonntagszeitung)



Liebe WH-Redaktion!

Folgende kleine Begebenheit möchte ich Dir nicht vorenthalten: Ich war an der 110-kV-Anlage in der Stockeide beschäftigt, während gleichzeitig eine Unternehmerfirma dort neue Betonfundamente machte. Plötzlich kam unter einem Verschalpbrett ein junger Vogel hervor und fiel in eine ausgeworfene Grube von etwa 0,15 m Breite und 1,80 m Tiefe. Der Kleine konnte noch nicht fliegen und sich selbst befreien. Die Bauarbeiter wollten das Ganze abtun mit dem Bemerkten, daß es doch nur ein Spatz sei, da lohnte sich keine Mühe. Ich überlegte kurz — schließlich möchte ja auch ein Spatz leben —, suchte mir einen leeren Farbtopf, 3 m Draht, und ließ damit den Topf in den Spalt hinunter und legte ihn quer auf den Boden des Spaltes. Mein Vogel verstand, was ich wollte, und hüpfte hinein. Ich zog ihn heraus und setzte ihn ins Grüne. Es war kein Spatz, sondern eine Grasmücke, die mich noch einmal dankend ansah und dann verschwand.

Rudolf Bockermann, E. A.

Lieber Kollege Bockermann! Wir freuen uns über die Rettung des kleinen Vogels. Mögen schöne Vogellieder Dir viel Freude bringen und Dir die Mühe vergelten.
Die Red.

Friedel B.

„Wir bitten, diese Angaben im Briefwechsel und in allen Unterlagen, wie Lieferscheinen, Rechnungen usw. zu wiederholen.“ Ist „Lieferscheinen“ richtig? Was ist zur Zeichensetzung zu sagen?

Das Bindewort „wie“ kann

a) eine Aufzählung einleiten, die in Beistriche einzuschließen ist,

Beispiel: „Wir bitten, diese Angaben im Briefwechsel und in allen Unterlagen, wie Lieferscheine, Rechnungen usw., zu wiederholen“ oder

b) einer Apposition vorausgehen, die ebenfalls in Beistriche einzuschließen ist und außerdem im selben Fall (Dativ) wie „Unterlagen“ stehen muß.

Beispiel: „Wir bitten, diese Angaben im Briefwechsel und in allen Unterlagen, wie Lieferscheinen, Rechnungen usw., zu wiederholen.“

Der in der Anfrage mitgeteilte Satz muß demnach auf jeden Fall hinter „usw.“ noch ein Komma erhalten; hingegen steht es je nach Sinngebung und grammatischer Auslegung frei, „Lieferscheine“ oder „Lieferscheinen“ zu schreiben.

Biete: 3 Zimmer, 53 qm, abgeschlossen, mit Balkon, Altbau, III. Etage, Werksnähe, Werkswohnung, Miete 40,— DM.

Suche: 2—3 Zimmer im Raum Holzwickede/Sölde, Miete bis zu 40,— DM. (506)

Biete: 2 Zimmer, 40 qm, mit Bad, Neubau, Parterre, Werkswohnung, Miete 43,— DM.

Suche: 2½—3½ Zimmer, Lünen, Wambel, Brackel angenehm, Miete bis 70,— DM. (507)

Biete: 3 Zimmer, 55 qm, mit Bad und Toilette und Balkon, Altbau, Privatwohnung, I. Etage, Miete 49,— DM.

Suche: 2½ Zimmer, Privatwohnung, Werksnähe, Miete bis 50,— DM. (508)

Biete: 3 Zimmer, 42 qm, mit Bad und Speisekammer, Privatwohnung, Altbau, I. Etage, in Witten-Rüdinghausen, Miete 30,— DM.

Suche: 2½—3 Zimmer mit Bad, Miete bis 80,— DM. (509)

Biete: 3½ Zimmer, 53 qm, mit Bad, Privatwohnung, I. Etage, Neubau, in Aplerbeck, Miete 79,— DM (nur für LAG-Schein-Berechtigte).

Suche: 3½ Zimmer mit Bad, Miete bis 75,— DM. (510)

Biete: 3 Zimmer, 56 qm, mit nichteingerichtetem Bad, Parterre, Neubau, Privatwohnung, Miete 62,— DM.

Suche: 3½—4 Zimmer, Werksnähe, Miete bis 75,— DM. (511)

Biete: 3 Zimmer, 40 qm, mit Bad, Neubau, Parterre, Werkswohnung, Werksnähe, Miete 55,— DM.

Suche: gleichwertige Wohnung, Privat, Miete bis 60,— DM. (512)

Biete: 3½ Zimmer, 64 qm, mit Bad und Balkon, Neubau, I. Etage, werksgeb. Wohnung, in Sölde, Miete 85,— DM (eventuell mit Garage).

Suche: 3½—4 Zimmer, Miete bis 90,— DM. (513)

Biete: 3 Zimmer, 70 qm, I. Etage, Altbau, Werkswohnung, Miete 36,— DM.

Suche: 2½ Zimmer, abgeschlossen, Miete bis 65,— DM. (514)

Biete: 3 Zimmer mit Kochküche, 50 qm, und nichteingerichtetem Bad und Stall und Garten, Neubau, Parterre, Privatwohnung, in Lichten-dorf, Miete 42,— DM.

Suche: gleichwertige Wohnung, Stadtgebiet oder Hombruch, Miete bis 60,— DM. (515)

Biete: 3 Zimmer, 48 qm, mit nichteingerichtetem Bad, I. Etage, Privatwohnung, Miete 46,— DM.

Suche: 2½—3 Zimmer, Werkswohnung, möglichst Werksnähe, Miete bis 60,— DM. (516)

Biete: 2½ Zimmer, 40 qm, mit Bad und Balkon, Hochparterre, werksgeb. Wohnung, Miete 50,— DM.

Suche: 3—3½ Zimmer, Miete bis 70,— DM. (517)

Biete: 2 Zimmer und Kochnische, 50 qm, mit nichteingerichtetem Bad und Balkon, IV. Etage, Privatwohnung, Miete 40,— DM.

Suche: 3—4 Zimmer, Miete bis 70,— DM. (518)

Biete: 2 Zimmer, 38 qm, mit Bad und Balkon, Neubau, Werkswohnung, Miete 35,— DM.

Suche: 3 Zimmer mit Bad, Miete bis 65,— DM. (519)

Biete: 3 Zimmer, Kochnische und Bad, abgeschlossen, Neubau, Privatwohnung, in Unna, Miete 55,— DM.

Suche: gleichwertige Wohnung, Werksnähe, Miete bis 60,— DM. (520)

Biete: 3 Zimmer, 40 qm, mit Brausebad, Parterre, werksgebundene Wohnung, Miete 41,— DM.

Suche: 2½ Zimmer, möglichst im Osten, Miete bis zu 45,— DM. (521)

Biete: 2 Zimmer, 44 qm, Altbau, I. Etage, Werksnähe, Miete 33,— DM.

Suche: 2½—3 Zimmer, Miete bis zu 65,— DM. (522)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, Altbau, III. Etage, Privatwohnung, Miete 31,— DM.

Suche: 2 Zimmer, Parterre oder I. Etage, Miete bis 40,— DM. (523)

Biete: 2 Zimmer mit Kochnische und Bad, II. Etage, Miete 41,— DM.

Suche: 3 Zimmer und Küche und Bad, Werksnähe, Werkswohnung, Miete 60,— DM. (524)

Biete: 2 große Zimmer, abgeschlossen, mit Toilette, Miete 34,— DM.

Suche: 2½—3 Zimmer mit Bad, Miete bis 70,— DM. (525)

Biete: 3 Zimmer mit Bad, werksgebunden, Miete 50,— DM.

Suche: 4 Zimmer mit Bad, Privatwohnung, Miete bis 100,— DM. (526)

Biete: 3 Zimmer mit Bad und Balkon, I. Etage, Werksnähe, Miete 39,50 DM.

Suche: 3½—4 Zimmer mit Bad, möglichst im Osten Dtmlds., Miete bis 100,— DM. (527)

Biete: 3 Zimmer, 54 qm, neu aufgebaut, II. Etage, Privatwohnung, Miete 54,— DM.

Suche: 3½—4 Zimmer, Miete bis zu 65,— DM. (528)

Biete: 3 Mansarden, abgeschlossen, Miete 35,— DM.

Suche: 4 Zimmer, Altbau, I. Etage, Miete bis 50,— DM. (529)



Von der Ehe enttäuscht

Die geschiedene Heldin von Colettes „Vagabundin“ schlägt eine zweite Ehe mit der Begründung aus: „Was heißt schon Verheiratetsein: Ertrage meine Launen, bind mir die Krawatte, reg dich nicht auf, wenn ich dich betrüge!“ Romanschreiber, Nervenärzte und Psychiater wissen von den Enttäuschungen und dem Leid verheirateter Frauen ein Lied zu singen. Kurz — die meisten Frauen werden von der Ehe enttäuscht.

Sie geben dafür dem Manne die Schuld

Doch mit Recht? Ist er wirklich der „Versager“, die Frau dagegen die Glücksspenderin? Eine leise Enttäuschung bringt die Ehe als Erfüllung der Liebe jedem, schon allein, weil die Sehnsucht immer schöner ist als die Erfüllung. Bereits mit dieser kleinen Enttäuschung werden nicht alle Frauen fertig. Sie fühlen sich ihr ganzes Leben lang unzufrieden, beschuldigen ihren Mann und machen ihm oft das Leben sauer.

Eine andere Kategorie von Frauen — die größte Zahl — nörgelt nur deshalb an ihrer Ehe herum, weil sie in ihrer angeborenen Unzufriedenheit immer die Lebensform ersehnen, die sie gerade nicht besitzen. Diesen „Enttäuschten“ kann der beste Mann nicht helfen.

Anders ist es bei einer Frau,

die für die Ehe einen beglückenden, geistig anspruchsvollen Beruf aufgegeben hat. Ihr erscheint der Gewinn der Ehe, in der sie doch mehr oder weniger als Haushälterin zu fungieren hat, natürlicherweise leicht als zu gering. Bis sie endlich in dem anders ausgerichteten Dasein als Ehefrau ihr Glück im selbstlosen Dienen, in den vielen kleinen einfachen Dingen erkennt, ist oft ihr Leben schon halb herum.

Eine sehr junge Braut

wird in der Ehe häufig einen seelischen Bankrott erleben, denn sie träumt noch wie ein Kind von einem nur mit Bewunderung, Zärtlichkeit und Liebe erfüllten Leben an der Seite ihres Auserkorenen. Bei ihrer mangelnden Reife und Lebenserfahrung wird gerade sie dem Mann allein die Schuld geben und darüber klagen, wieviel er ihr schuldig geblieben ist. Vor der Eheschließung müssen Träume ausgeträumt, Illusionen begraben sein.

Ganz undankbare Ehepartnerinnen

— so wertvoll sie an sich sind — werden die sehnsuchtsvollen Idealisten, die immer nur das Vollkommene ersehnen, also auch eine vollkommene Ehe. Sie leiden fast immer. Auch sie geben meist dem Mann die Schuld. Es bedarf schon eines gewissen Maßes von Selbstkritik, um den Grund der Enttäuschung im eigenen Wesen zu erkennen.

Am glücklichsten

werden die ganz real denkenden Frauen, die die gegebenen Vorteile ihrer Ehe zu schätzen wissen und dafür dankbar sind.

Alles in allem werden die meisten Frauen von der Ehe enttäuscht, weil sie zuviel erwarten. Hierin könnten sie dem Weisen nacheifern, der in die Ehe geht mit dem Grundsatz: „Der beste Weg, glücklich zu werden, ist, kein Glück zu verlangen.“ Dann würden auch ihre bescheidenen Erwartungen übertroffen werden und sie sich glücklich preisen. Aber welche Frau ist schon Philosophin?

Ein-Prozent-Plan

Der „Mensch in den besten Jahren“ neigt nicht deshalb zur Korpulenz, weil er mehr isst als in seiner Jugend, sondern weil er immer noch genausoviel isst. Das erklärte der Ernährungswissenschaftler Dr. Herbert Pollack in New York auf einer Ärztekongresskonferenz. Dr. Pollack schlägt vor, daß sich jedermann an den „Ein-Prozent-Plan“ halten sollte. Gemeint ist damit: Vom 25. Lebensjahr an sollte jedermann jährlich ein Prozent weniger essen, denn genausoviel weniger braucht angeblich sein Körper.

In Ausübung seines Berufes verunglückte tödlich unser Belegschaftsmitglied

Heinz Müller

Zurichterei IX

Vorstand, Betriebsvertretung und Belegschaft betrauern seinen Tod und werden ihm ein ehrendes Gedenken bewahren.

Praktische Tips

Fettflecke in sehr leichten, empfindlichen Stoffen und in Schleiergeweben bestreut man dick mit geschabter Schneidekreide. Sind sie dann nach einiger Zeit nicht verschwunden, streut man nochmals Kreide auf und bügelt unter Fließpapier.

*

Verräucherte Stellen an Zimmerdecken verschwinden, wenn man sie mit einem Stück frischen warmen Brotes bearbeitet.

*

Tintenflecke auf Ledermöbeln reibt man mit einer frisch aufgeschnittenen Zitrone aus und wäscht mit reinem Wasser nach. Mit etwas Wasser angefeuchtete Weinsäure führt zum gleichen Ziel. Sollte bei dieser Behandlung die Farbe leiden, dann muß die betreffende Stelle behutsam nachgefärbt werden.

*

Krankenwäsche darf niemals mit der übrigen schmutzigen Wäsche aufbewahrt und gewaschen werden. Sie gehört in einen besonderen Sack und wird erst in einer vierprozentigen Wasserstoffsuperoxydlösung gespült, ehe sie wie üblich gewaschen werden darf.

*

Milchflaschen aus Glas reinigt man, indem man sie zuerst kalt ausspült und erst dann heiß auswäscht. Säubert man umgekehrt, dann gerinnt die Milch in dem heißen Wasser und setzt sich am Glas fest.

*

Fleischbrühe erhält einen besonders pikanten Geschmack, wenn ein Stückchen Schweizer Käse mitgekocht wird. Auch alte Reste lassen sich dadurch noch nutzbar machen.

*

Rindsleber wird beim Braten leicht hart. Wer das verhüten will, lege sie zuvor in Milch.

*

In Milch abgekochte Kamille heilt aufgesprungene Hände, wenn man sie vor dem Schlafengehen mit dem gut eingedickten Absud einreibt.



Wir schneiden einen Strandanzug...

Die Zutaten: 2,80 m bunten Baumwollstoff, 80 cm breit, Nähgarn und Gummiband. Kosten insgesamt: etwa 6,— DM

Das Zuschneiden

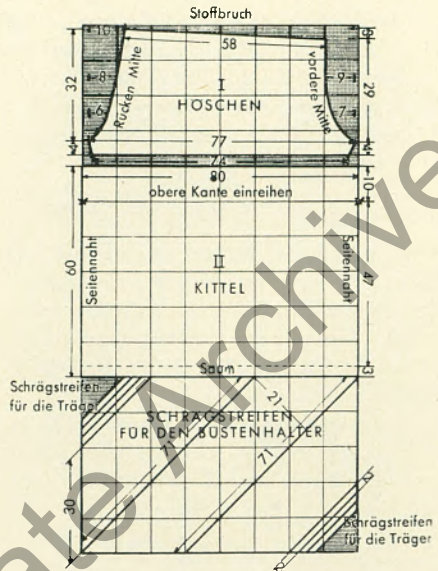
Den Schnitt können wir uns nach der abgebildeten Vorlage leicht selber anfertigen. Wir nehmen einen großen Bogen nicht zu festen Packpapiers, teilen ihn in Quadrate von 10 cm Seitenlänge und übertragen das Muster in die Originalgröße. Dann schneiden wir den Schnitt aus und probieren ihn an. Sollte er zu kurz ausgefallen sein, schneiden wir ihn in der Mitte auf, ziehen ihn auf die notwendige Länge auseinander und kleben

oder stecken einen Streifen Papier dazwischen. Wollen wir den Schnitt verkleinern, kniffen wir einfach eine oder mehrere Falten ab.

Jetzt legen wir unseren Stoff auf einem großen Tisch (notfalls auf dem Fußboden) so zusammen, daß die Teile I und II aus doppeltem, die Schrägstreifen aus einfachem Stoff geschnitten werden können. Die zusammengelegten Stofflagen stecken wir mit einigen Nadeln fest, damit sie sich nicht verschieben — und legen unseren Papierschnitt auf.

Der Schnitt muß festgesteckt werden, damit wir den Stoff unbekümmert schneiden können. Für die Nähte berechnen wir 2 cm Stoffzugabe und für die Säume

3 cm. Bevor wir dann den Schnitt abnehmen, übertragen wir seine Umrißlinien mit einem Koperrädchen auf beide Stofflagen. Hierbei legen wir eine Decke unter den Stoff, weil dann die Konturen deutlicher werden und wir außerdem den Tisch schonen.



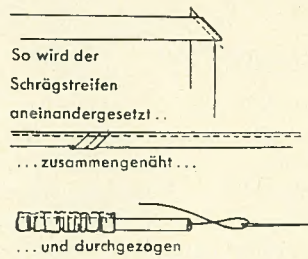
Das Nähen

Nachdem wir das Schnittmuster vom Stoff genommen haben, reihen wir die oberen Teile der beiden Kittelteile (mit der Hand oder mit der Maschine) zweimal ein. Einmal $\frac{1}{2}$ cm und zum zweitenmal 2 cm von der Kante entfernt. Das Vorderteil wird auf 32 cm, das Rückenteil auf 38 cm zusammengezogen. Dann verstürzen wir die Kanten mit einem 2 cm breiten Baumwollband, d. h., wir legen das Band auf der rechten Stoffseite an die Kanten, heften und steppen es in der Kräusellinie auf, kippen es auf die linke Seite um und steppen die andere Kante des Bandes genau in der zweiten Kräusellinie auf. Der Saum des Kittels wird 2 cm breit umgeschlagen und ebenfalls mit der Maschine gesteppt.

Für die Träger setzen wir die schmalen Schrägstreifen so aneinander, daß wir 4 Streifen von 30 cm Länge erhalten. Diese Streifen legen wir dann der Länge nach zusammen — rechte Seite innen — und steppen die Kanten zusammen. Danach ziehen wir die einzelnen Streifen mit einer Nähnaedel und einem festen Faden, der an einem Ende der Streifen vernäht wird, durch und bügeln sie aus.

Je zwei Streifen werden in der Mitte verknotet und als Träger angenäht.

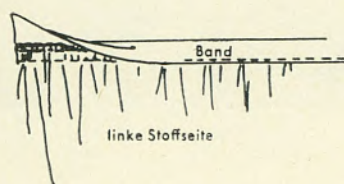
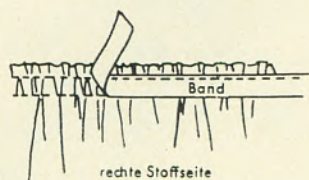
Beim Höschen werden zuerst die Beinnähte und anschließend die Schrittnähte gesteppt und versäubert. Die Taillen-



kante und die Kante der Beinlinge werden 2 cm breit umgeschlagen, gesteppt und mit Gummiband zusammengezogen. Für den Büstenhalter setzen wir die breiten Schrägstreifen aneinander, kippen die Längsseiten 1 cm breit um, bügeln sie an und reihen sie dann $\frac{1}{2}$ cm von den Kanten entfernt ein. Den so vorbereiteten Streifen nähen wir nun mit der Hand auf einen trägerlosen Büstenhalter. Das wär's also — und nun viel Vergnügen mit dem neuen Strandanzug im Urlaub!

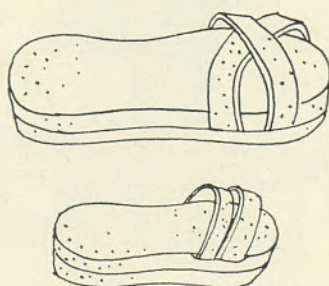
Entwurf, Text und Zeichnungen:
Ingrid Osterloh

So wird die obere Kante
des Kittels „verstärkt“



Strandschuhe, schnell und billig selber gemacht

...und die passenden Strandschuhe



Wir kaufen uns ein Stück Schaumgummi oder nehmen Schaumgummi-Stuhlschoner und schneiden uns nach einem Papiermuster die Sohlen zu. Für jeden Schuh zwei Sohlen.

Aus buntem Baumwollstoff schneiden wir einen Streifen (siehe Zeichnung I oben), der später wie ein Kopftuch gebunden wird. Wir können die Bänder aber auch so befestigen, wie sie auf der Zeichnung I unten zu sehen sind.

Bei dem gebundenen Streifen, der doppelt gelegt wird, teilen wir diesen in der Mitte und säumen ihn. Die Enden, die dann mit Alleskleber auf die untere Sohle geklebt werden, müssen mehrmals gesteppt werden, damit sie besser kleben. Jetzt pressen wir die ganze Sache mit schweren Büchern und lassen sie eine Stunde trocknen.

Dann bestreichen wir die untere Sohle einschließlich der bereits aufgeklebten Bänder gewissenhaft und vollständig mit Alleskleber und tun das gleiche mit der Unterseite der Obersohle, um sie nun zusammenzubringen und ebenfalls gut zu pressen. Nach einer Stunde können wir unsere Strandschuhe zum erstenmal anprobieren.

Entwurf: Neuwerk-Gemeinschaft
Foto: W. Schücker

Zwölf Jahre Arbeit für die Jugend

Wilhelm Fige — seit 1946 Jugendobmann, seit 1949 Mitglied des Betriebsrates, seit 1957 Schriftführer des Betriebsratsausschusses — hat über zwölf Jahre hindurch unsere Jugend betreut. Nun legt er diese sehr dankenswerte Aufgabe nieder, um sich ausschließlich der Betriebsrats- und Ausschußarbeit zu widmen. Seinem umfangreichen Tätigkeitsbericht, den er als Abschluß seiner Arbeit an der Jugend und für die Jugend vorlegt, entnehmen wir:

Maßgeblich beteiligt war Wilhelm Fige — damals der jüngste Vertrauensmann der Hütte — an der Gründung des Jugendausschusses, die am 28. Februar 1947 vollzogen wurde. Vom 6. März 1949 bis zum 20. August 1953 war er dessen Vorsitzender. Dann mußte er den Vorsitz niederlegen, da nach § 20 des Betriebsverfassungsgesetzes der Jugendvertreter nicht über 24 Jahre alt sein darf. Als Beauftragter des Betriebsrates bearbeitete Fige in Zusammenarbeit mit der neuen Jugendvertretung weiterhin die Jugendfragen. Mit Erfolg.



Wilhelm Fige

Die Jugend fährt in die Welt

Das war die erste Gruppe, die (1951) nach Korsika fuhr



Die Jugendgruppe

Denn es wurde viel geschaffen. In der schon sehr frühzeitig gebildeten Jugendgruppe trafen und treffen sich die Jugendlichen nach Beendigung der Arbeitszeit, um ihre Freizeit in der Gemeinschaft zu gestalten. Hierzu steht ihnen ein Jugendraum im Haus der Pressestelle, Stahlwerkstraße 119, zur Verfügung. Er enthält Tischtennisplatten, Gesellschaftsspiele, ein Akkordeon und auch eine kleine Bücherei. Für die Freizeit- und Urlaubszeit verfügt die Jugend über zehn Zelte und sieben Paddelboote.

Soziale Betreuung

In jedem Jahr wird eine Weihnachtsfeier durchgeführt.

Das Essen in der Werksschenke wird an Lehrlinge für 0,40 DM abgegeben. Jeder Lehrling erhält morgens kostenlos eine Flasche Milch. Kostenlos auch werden monatlich etwa 3000 Liter Tee verabreicht.

Jeder Lehrling des ersten und zweiten Lehrjahres nimmt an einem vierzehntägigen kostenlosen Ferienaufenthalt im Sauerland und Siegerland teil.

Für die Lehrlinge des dritten Lehrjahres und für die Werksjugend wurden besondere Fahrten durchgeführt, die u. a. nach Borkum, Sylt, Bayern, Österreich, Italien Frankreich, Korsika und Algerien/Afrika gingen. Die Kosten dieser Fahrt wurden größtenteils vom Werk übernommen.

Kulturelle Betreuung

Jeder Lehrling erhält kostenlos die Jugendzeitschrift „Aufwärts“.

Für jede Veranstaltung des Dortmunder Jugendringes werden 100 Freikarten verteilt. Daneben werden Veranstaltungen und Vorträge über Kunst und Wissen durchgeführt.

Das alles ist nach dem Bericht von Wilhelm Fige ein kleiner Querschnitt durch die Jugendarbeit. Er zeigt auf, was das Werk — vertreten durch Aufsichtsrat, Vorstand und Betriebsrat — in den zwölf Jahren für die Jugend tat und noch täglich leistet. Hier sei er, so erklärte Fige, und hier sei mit ihm die gesamte Jugend vor allem dem Arbeitsdirektor Alfred Berndsen zu besonderem Dank verpflichtet.

Zum Schluß seines Berichtes dankt Wilhelm Fige allen Mitarbeitern und Freunden der Jugend, die mit dazu beigetragen haben, daß im Werk und vom Werk viel an der Jugend und für die Jugend geschaffen werden konnte.

Auf dem
Monte d'oro
(Korsika)



Zeltlager
auf Paddelfahrt



In Caorle
(Italien)



Kinder-Tagesausflug der Hoesch-Westfalenhütte A.-G. DORTMUND

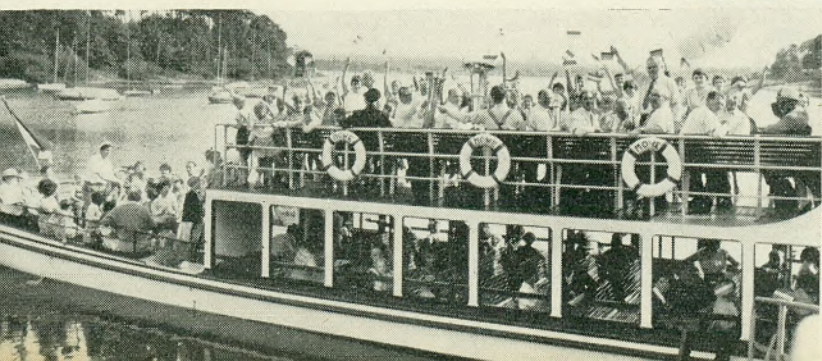
Zu einer „Weltreise“, wie unsere Jugendlichen sie vielfach in den Ferien ausführen, reicht es natürlich bei unseren Kleinen noch nicht. Sie werden ja von ihren Eltern mitgenommen, wenn sie verreisen — und sie müssen daheim bleiben, wenn Vater und Mutter nicht in Urlaub fahren. In diesem Falle boten wir den Kindern im Alter von acht bis zwölf Jahren die Möglichkeit, mit uns für einen Tag „ins Grüne“ zu fahren. Fünfmal fuhren wir mit je drei Omnibussen zum Halterner Stausee. 500 Kinder beteiligten sich.

Das war ein Spaß! Um 8.30 Uhr ging es — selbstverständlich ohne Eltern, denn die Kinder sollten ja einmal (beinahe) ganz unter sich sein — nach fröhlichem Abschiedsgewinke vom Eingang unserer Erholungsanlage über Brambauer und Datteln nach Haltern, wo belegte Brötchen und Milch bereits der Kleinen harreten. Bei der Einteilung in Spielgruppen, die unter der Leitung bewährter Helferinnen standen, erhielt jedes Kind sein Gruppenzeichen: ein blaues, rotes, gelbes oder gestreiftes Band, das an der Brust getragen wurde.

Nach einigem Umhertollen im Wald schmeckte das reichliche Mittagessen besonders gut, zumal es von munteren Klängen unseres Werksorchesters gewürzt wurde. Dann ging es in einem lustigen Marsch zur Spielwiese. Die Zeit verging so schnell beim Sackhüpfen, Eierlaufen, Tauziehen, Ballonblasen und Sahnwettessen. Was wurden da die Gesichtchen verschmiert! Natürlich erhielten die glücklichen Sieger in allen Wettbewerben einen kleinen Preis überreicht. Und wieder ging es zur Kaffeetafel, damit man die anschließende Bootsfahrt über den See besser vertragen konnte. Vor der Rückfahrt, die allen viel zu früh kam, wurden „für die lange Heimfahrt“ noch Verpflegungsbeutel mit belegten Brötchen und Drops ausgeteilt.

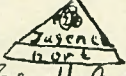
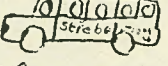
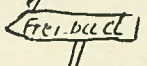
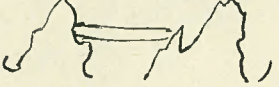
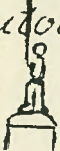
Die Idee, Kindertagesfahrten zu veranstalten, war gut. Ihre menschlich und organisatorisch vorzügliche Durchführung hat unmittelbar allen 500 beteiligten Kindern — mittelbar sicherlich auch deren Eltern — sehr viel Freude gegeben.

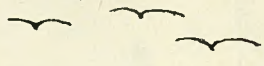
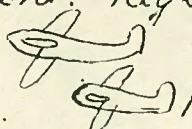




An die Pressestelle der Hoesch Westfalenhütte Dortmund.

Herr Holschem Dortmund Eberhardstr. 12

Von unserem Ferienaufenthalt senden wir herzliche Grüße Wir  vom  sind nun schon bald  3 Wochen hier in der  in Verlinghausen im Teutoburger-Wald.  Auch die Reise nach hier mit dem  war ein Vergnügen. Das  ist besonders lecker. Da die  es sehr gut mit uns meint, gehen wir jeden Tag zum  . Jedem Tag  wir. Etwas ganz Besonderes war unsere Fahrt durch den Teutoburger Wald zu den  zum  und zur  Warte Berlebeck.

Als wir nun noch zum Schluß eine  Fabrik besichtigten, gab es eine besondere  Überraschung. Jeder bekam 1  geschenkt und die Kleinen bekamen 1 . Die Größeren bekamen einen Drehbleistift. Die Fahrt war für uns sehr lehrreich, denn wir erfuhren etwas über das Leben der Cherusker und Sachsen, die vor 2000 Jahren hier gelebt hatten. In der Nähe unserer  hatten wir schon alte Wälle und  entdeckt. Einfache Bodenuntersuchungen wurden als Hümnengräber erforscht. (Offen nicht von uns.) Für unsere Jungen ist die Nähe des Segelflugplatzes  besonders interessant. Täglich erfreuen uns die schönen  die so elegant in der Luft dahinschweben.

Die  vergingen leider viel zu schnell. Wir danken der  daß sie uns diese herrlichen Ferienwochen ermöglicht hat.

Die Kinder des Jugendhortes.

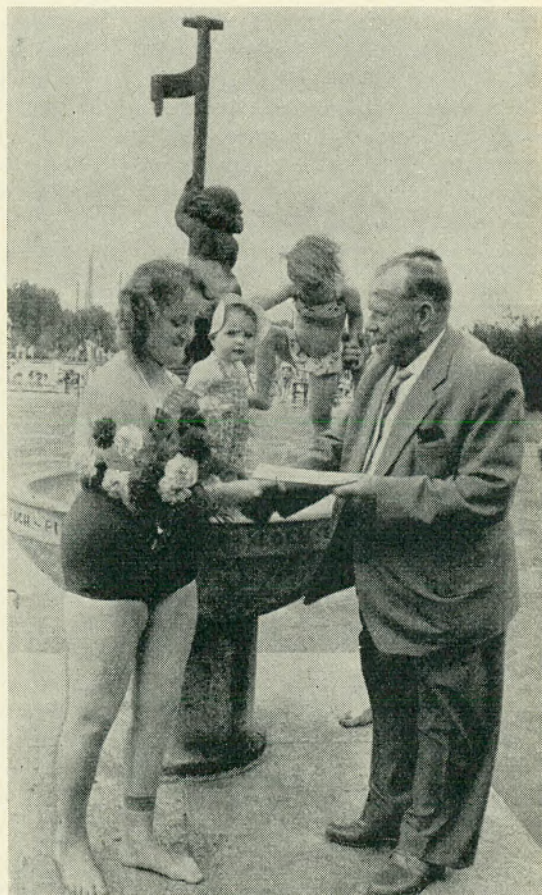


Über eine Million

Das ist wahrlich eine stattliche Zahl: Über eine Million Besucher hatte unser Schwimmbad Stockheide am 12. Juli aufzuweisen, seit es — Spatenstich am 1. September 1951 — am 15. Juli 1952 eröffnet wurde. Wieviel Freude und Erholung für die Bewohner des dichtbesiedelten Hoesch-Viertels diese Zahl beinhaltet, läßt sich nur erahnen. Aus unserer uns selbstverständlich erscheinenden Grundhaltung heraus steht auch diese Anlage nicht nur unseren Mitarbeitern und ihren Familien, sondern einem jeden offen. So ist die Schaffung und Erhaltung dieser Anlage — die sich finanziell nicht tragen kann, sondern, wie auch die übrigen Sport- und Erholungsanlagen, einen beträchtlichen Zuschuß erfordert — eine gute Investition für die Allgemeinheit und ein schönes Symbol unserer Auffassung, daß ein Werk nicht nur sich selbst sehen kann, sondern eine Aufgabe für die Öffentlichkeit zu erfüllen hat.

Am 12. Juli auch passierte der 100000. Besucher der diesjährigen Badesaison den Eingang unseres Schwimmbades. Es war Frau Ursula Dammerow mit ihren zwei Kleinkindern, wohnhaft in der MSA-Siedlung, Meusewitzstraße 21. Ihr Mann ist Kumpel. Sie erhielt zur Begrüßung einen Strauß weißer und roter Nelken. Arbeitsdirektor Alfred Berndsen überreichte ihr dazu einen Gutschein für den Einkauf von Badesachen im Werte von 100 DM. Das war eine große Freude!

Allen unseren Badegästen wünschen wir weiterhin viel Spaß und Erholung mit dem „feuchten Gruß“: Gut Naß!





Danielzik am Start

Das hört sich so einfach an. Bei den Versehrtenspielen in Hennef, an denen aktiv Frankreich, Finnland, Luxemburg, Holland, Österreich und die Bundesrepublik, passiv Vertreter aus fast allen Teilen der Welt teilnahmen, wurde unser kriegsblinder Arbeitskamerad Hermann Danielzik aus der Telefonzentrale zweiter Sieger im Dreikampf. Die Zeiten: 60-Meter-Lauf 8,8 sec., Weitsprung aus dem Stand (für den Mutti beim Training zu Hause schon 2,60 und 2,62 Meter gemessen hatte) 2,22 Meter. Beim 45-Meter-Brustschwimmen die schon aus seinen Kämpfen in Berlin und Gladbeck gewohnten 40,8 sec. Der erste Sieger, auch ein Kriegsblinder, lag nur anderthalb Punkte besser. Er war auch einer, dem im Kriege ein Granatsplitter oder ein Geschoß mit dem Augenlicht auch die Hoffnung auf eine vielleicht vielversprechende Sportlerlaufbahn genommen hat. Und einer, der dennoch weitermachte, gleich vom Umschulungslazarett in Chemnitz aus, in dem man außer Blinden-Vollschrift und Blinden-Kurzschrift und Telefonie auch die Technik des Versehrten-sports erlernen und praktisch erproben konnte. Bei dem ersten in Arnsberg veranstalteten Schwimmfest brachte es Hermann Danielzik bereits zum zweiten Sieger! Erster Sieger war sein hirnverletzter Bruder.

Für Hermann Danielzik ging das Leben also weiter, auch ohne Licht. Ohne rechten Arm, aber mit der erworbenen Fähigkeit, dennoch für seinen Lebensunterhalt sorgen und das innehaben zu können, was jedem Blinden Inbegriff des noch Lebenswerten ist: eine selbständige Arbeit. Er fand sie in unserer Telefonzentrale, wo er als

„Platz 9“ eine Sechs-Punkt-Maschine bedient.

Wenn er heute am Schwerter Wald ein behagliches, durchsonntes Eigenheim mit Blumengarten und Sprunggrube hat, wenn bei Dienstscluß der VW bereitsteht, um ihn nach Hause oder zum sportlichen Training ins Schallacker-Bad zu holen, dann hat Frau Gustel an diesem späten Wiedergutmachungsglück ebensoviel Anteil wie ihr tapferer Ehemann, der ihr nur einen Kummer macht: die Trophäen, die er erschwimmt, erläuft und erspringt, sprengen das Haus. Die Urkunden an den Wänden und in den Schubladen, die Silberschalen und Pokale in den Vitrinen und auf den Konsolen, die mit handschriftlichen Widmungen von Bundesminister und Dortmunds Oberbürgermeister gezeichneten kostbaren Bücher — das alles summiert sich dermaßen, daß demnächst ein Schrank her muß zur Aufnahme und dekorativen Ausstellung der erstrittenen Kostbarkeiten.

Was uns nun besonders interessiert, das ist die Frage, wie ein Blinder sportlich trainiert, woher er den Mut aufbringt, z. B. vom 10-Meter-Brett zu springen. Dazu braucht er seltsamerweise den wenigsten Mut: er sieht den vor ihm gähenden Abgrund ja nicht! Also springt er los, und daß es hoch war, merkt er — entschuldigen Sie schon — mit Sicherheit erst daran, daß ihm „der Hintern wie Feuer brennt“! Weitsprung aus dem Stand, das ist eine Sache des täglichen Trainings und der Gewohnheit. Und beim Schwimmen gibt es die für Versehrte bewährten Spielregeln.

Beim Laufen aber, das noch nicht einmal durch einen fliegenden Start erleichtert

wird, muß wenigstens die Richtung gewiesen werden. Das wird durch Schallkulissee gemacht: „Gut . . . gut . . . gut . . .“ aus bestimmter, wechselnder Entfernung ins Gigaphon gesprochen, lenkt die Läufer und bringt sie sicher an das ihnen ja nicht sichtbare Ziel. Auf alle Fälle: Hut ab vor solcher Leistung, Hut ab vor diesem Mut,



den, befeuert durch den „berühmten“ Arbeitskameraden Danielzik, nun auch sein ebenfalls in der Telefonzentrale beschäftigter Freund Leo Burghardt beweisen will!

Schönstes Erlebnis beim Training, das übrigens durch Tandemfahrten (Frau Gustel vorn) vorbereitet wurde und durch Ski-Kurse ausgeweitet wird, war, daß jüngst zum Training kein Geringerer als der Deutsche Meister im 800-Meter-Lauf, Paul Schmidt, sich bereit erklärte, beim Waldlauf mit unserem Hermann Danielzik zu trainieren. Dabei läßt sich Technik erben!



Franz Coersmeier mit Sohn Werner

Das Wandern, des Ofenmannes Lust

der auf der staubigen Landstraße, mochte kürzer sein; aber mit ein paar Kilometern mehr waren die unendlichen Wunder des Waldes nicht zu teuer erkauft: der träumende Farn und die lockende Blaubeere, das an den Stämmen hochhuschende Eichhörnchen, der pochende Specht, der Hase und der Förster mit Büchse und Hund. Von den sechs Geschwistern hat sich Franz am treuesten an die Lehren des Vaters gehalten.

Arbeitszeitverkürzung, langes Wochenende,

ihm kommt das gerade recht, um seines Herzens Liebhaberei zu pflegen (das Wort „Hobby“ will nicht recht hierher passen!) und die vom Vater ererbte und gelernte Duzfreundschaft mit Mutter Natur weiterzugeben an sein Söhnchen Werner. Da Werners Mutti aus gesundheitlichen Gründen nicht Schritt halten kann mit dem sauerstoffhungrigen Mann, blieb Vati, der weder bei seinen Geschwistern noch bei seinen Arbeitskameraden Verständnis für das mit so viel Zeitaufwand betriebene Wandern fand, kaum etwas anderes übrig, als sich in seinem Stammhalter einen gleichgesinnten Naturfreund und Wanderkameraden heranzuziehen.

Er machte das sehr geschickt: Den zweijährigen Werner setzte er vor sich aufs Rad und wies ihm, was an Berg und Tal und Fluß und See und Wald im 20-km-Radius um Dortmund zu erleben war. Dem Vier- und Fünfjährigen zog er feste Stiefelchen an, schnitzte ihm einen derben Wanderstock zurecht und sagte: „Nun wollen wir mal sehen, wie lange du's aushalten kannst.“ Der blauäugige, stämmige Blondkopf marschierte drauflos. Von einem städtischen Endpunkt, wie etwa Brünninghausen, aus, der im Bus erreicht wurde, bis zur Schanze, auf Waldwegen natürlich. Ein anderes Mal kreuz und quer im Höchsten-Gebiet, dann wieder das Elsebachtal hinauf und hinunter, vom Rombergpark und seinen benachbarten Möglichkeiten ganz zu schweigen.

Fürs Müdewerden hat Vati eine Decke über den Rucksack geschnallt. Rast muß sein, ausgiebige sogar. Mangels Decke bei kleineren Wanderungen tut's auch ein Baumstamm zum Ausruhen. „Als ich noch kleiner war, hat mich Vati auf der Schulter reiten lassen, wenn ich nicht mehr konnte.“

Die weiteste Wanderung,

um Bommern, mag 25 km lang gewesen sein. Für den heute sieben Jahre alten Werner ist das keine besondere Anstrengung mehr. Wenn in der zweiten Klasse der Hoesch-Schule Wandertag angesetzt wird, kann er maßgeblich mit beraten, wohin man am besten geht und wo die schönsten Wege verlaufen. Selten kommen Vater und Sohn ohne ein Geschenk für Mutti nach Hause. Ein Farnstrauß, Margareten, Blaubeeren, noch am Zweige ... „Aber wenn wir mal nichts bei uns haben, müssen wir sie selber essen!“ möchte Werner nicht unerwähnt lassen. „Und wenn ihr nun mal wirklich nichts mehr zu essen habt und findet?“ Leute, die so viel unterwegs sind, wissen sich auch dann Rat: Man hat hier einen Schwatz gehalten mit einem pflügenden Bauern, der den wandernden Walzwerker eingeladen hat „Wann ir mol vorbei kommt, dann kommt rin!“ Man kennt hier ein Lädchen und dort ein winziges altes Wirtshaus, und Werner könnte blind und bei Nacht auf den Hof bei Bommern finden, wo die Oma immer selbstgemolkene Milch und allerlei Gutes zum „Buttern“ bereithält.

Wie die Bäume heißen und welche man bei Gewitter nicht aufsuchen darf, die Kräuter und die Tiere des Waldes, das lernt man ganz nebenbei. Man unterbaut seine Naturkenntnis auch durch das gemeinsame Studium von Büchern aus unserer Werkbücherei: Vati bei den Erwachsenen, Werner bei den Kindern. Wenn die beiden nach 10- und 12stündigen Wandertagen nach Hause kommen, sind sie aller Wunder voll, zeigen Mutti auf der Karte, was sie heute „geschafft“ haben, und vergessen auch nicht, ihr Lob zu sagen über die schönen Handarbeiten, die sie inzwischen verfertigt hat.

Von allen bisher hier geschilderten Hobbys ist das Wandern ganz gewiß das Billigste. Denn was kostet es schon, wenn ein Mann und ein Kind außer Hin- und Rückfahrt bis Stadtrand an „Spesen“ zwei Glas Milch verbrauchen und, wenn's hoch kommt, ein Eis am Stiel. „Und eine Nacht in der Jugendherberge, das kann ich mir auch noch leisten für mich und ihn. Der Junge — glauben Sie's mir — der Junge ist mein bester Freund!“

„Schlips werden Sie bei mir vergeblich suchen“, sagte er und lachte, „bei sonem einfachen, halsoffenem Sporthemd hat man die Brust frei, und ich bin nun mal für das Natürliche!“ Dann verbesserte er sich: „Natur“ hätte er sagen wollen. Natur wäre sein ein und alles; Sauerstoff, den brauchte er bei dem vielen Gas, das er im Walzwerk „bei den Blöcken“ schlucken mußte. Und den Sauerstoff verschaffte er sich auf altbewährte Weise: er erwanderte ihn.

Ofenmann Franz Coersmeier kennt das schon von kleinauf. Sein Vater pflegte am Wochenende seine sechs Kinder, Mädchen wie Jungen, zusammenzupfeifen und „Fahrten ins Grüne“ mit ihnen zu unternehmen. „Fahrten“ nannte der alteingesessene Dortmunder Polbörger diese Unternehmungen, obwohl Schusters Rappen das einzige Beförderungsmittel dabei darstellten. Nie wäre er mit den Seinen „ins Blaue“ gefahren. Denn ein richtiges Ziel, fand er, gehörte zu jeder Wanderung ebenso wie die Erforschung des besten Weges zu diesem Ziel. Der direkte Weg,



Georg Labonté

25 Jahre im Dienste des Absatzes für die Hoesch-Westfalenhütte

Am 3. Juli 1959 konnte Ingenieur Georg Labonté auf eine 25jährige erfolgreiche Tätigkeit als freier Mitarbeiter unseres Verkaufs Stahlpundwand zurückblicken.

Georg Labonté, der in Köln ein Ingenieurbüro unterhält, kam Anfang 1934 mit Hoesch in Berührung, als uns vom Kanalbauamt der Stadt Köln ein Auftrag über 250 t Kanaldielen erteilt wurde.

Seine Erfahrungen auf dem Gebiete des Kanalbaues und seine langjährigen Versuche mit Kanaldielen waren schon damals in Fachkreisen bekannt. Da sich die Hoesch-Kanaldielen noch in der Entwicklung befand, erschien uns Ingenieur Labonté besonders geeignet, im Rahmen der Vermittlung von Geschäftsabschlüssen für unser Erzeugnis zu werben. Es ist seinem tatkräftigen Einsatz zu verdanken, daß die Hoesch-Kanaldielen „Kölner Modell“ relativ schnell zu einem Begriff wurde und heute im Kanalbau als Bauelement nicht mehr wegzudenken ist.

Die Verkaufserfolge, die Ingenieur Labonté erzielte, veranlaßten uns, ihm nach einigen Monaten auch die Vertretung in Stahlpundbohlen für den Kölner Raum bis an die belgisch-holländische Grenze und für das Ruhrgebiet zu übertragen.

Zum Jahresende beendet Georg Labonté aus Gründen seines Alters seine Vertretungstätigkeit, um sich ganz den Aufgaben seines Ingenieurbüros widmen zu können.

Wir sprechen dem Jubilar an dieser Stelle nochmals unseren aufrichtigen Dank für seine unermüdliche Tätigkeit aus.



50 Jahre

Georg Grimmstein

Man sieht dem knorrigen Westfalen — seine Vorfahren stammen aus Höxter — wahrlich sein Alter nicht an. Frisch ist sein Gesicht und sein Gang sehr lebhaft. „Das kommt von meinem soliden Leben“, sagt er. „Und dann habe ich einen großen Garten, der will gepflegt sein und zwingt mich zu viel Aufenthalt und Bewegung im Freien. Da bleibt man jung und munter.“

Geboren wurde Georg Grimmstein am 4. Juli 1895 in Dortmund. An seinem Geburtstag 1909 trat er bei Hoesch ein. „Als Laufjunge hatte man es damals nicht leicht. Von 6 Uhr früh bis 6 Uhr spät hatte ich alle Hände voll zu tun. Zwischendurch mußte ich die Hühner des alten Kommerzienrats Springorum füttern. Und nach Schichtschluß mußten die Laufjungen noch in der Markenbude die Marken sortieren. Dafür ‚durfte‘ ich zweimal in der Woche die Puppen auf unserer Kegelbahn aufsetzen. Das waren lange Tage und kurze Nächte.“

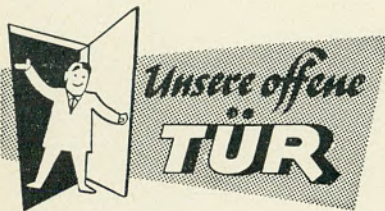
Im Alter von 16 Jahren wurde Grimmstein zur Maschinenabteilung überwiesen: 20 Jahre war er im Walzwerk III, seit 28 Jahren ist er im Walzwerk I tätig und fährt noch heute die Rollgänge und Umkehrmotoren — bis auf den heutigen Tag! Das will viel heißen.

„Zwischendurch“ war er Soldat im ersten Weltkrieg. 1915 eingezogen, kam er bald in russische Kriegsgefangenschaft. Sein erster Ausbruch mißglückte. Ein zweiter Fluchtversuch Anfang 1918 gelang. Er schlich sich durch die russische Front und — wurde prompt an der Westfront eingesetzt. „So kam ich aus dem Regen unter die Traufe.“

Vor 31 Jahren baute er sich am Kirschbaumweg in Wambel — das war damals „ganz weit draußen“ — ein Einfamilienhaus mit einem großen Garten, mit einem kleinen Teich und vor allem: mit Hühnern und Tauben, die noch heute sein Hobby sind. Wir wünschen ihm, daß er noch viele, viele Jahre dieses Steckenpferd in bester Gesundheit zu reiten vermag.



Teilnehmer des Lehrganges „Wirtschaftsprognose — Wirtschaftsgestaltung“ der Sozialakademie Dortmund besuchten Werksabteilungen und diskutierten anschließend im Sportheim mit unseren Mitarbeitern besonders interessierende wirtschafts- und sozialpolitische Fragen (hier bei der Omnibusfahrt zum Stahlwerk)



In den letzten vier Wochen besuchten uns: 30 Lehrlinge der Firma Staehely, Wuppertal-Barmen, 30 Schüler der Wirtschaftsschule Essen, 12 Portugiesen, 15 Mitarbeiter der Stadtverwaltung Siegen, 30 Mitarbeiter der Firma Cordes in Lette über Oelde, 20 Studenten der Staatsbauschule Kassel, 33 Schüler der Oberschule Lüdenscheid, 70 Herren der Firma Böhler, Oldenburg, 40 Holländer, Mitarbeiter der Firma Backofenbau Becker in Maasniel, 50 Schüler der Berufsschule Kassel, 50 Lehr-

linge der Firma Dickertmann, Bielefeld, 19 Studenten der Staatlichen Ingenieurschule Duisburg, 2 Bergreferendare aus Homberg, 14 Lehrlinge der Firma Becke-Prinz, 36 Studenten aus Aachen, 40 Schüler der Landwirtschaftlichen Berufsschule Delbrück, 1 Bergreferendar aus Dortmund, 25 kanadische Soldaten, 20 Mitarbeiter der Landeszentralbank Dortmund, 27 Schüler der Berufsschule Hameln, 35 Engländer, 50 Mitarbeiter der Firma Karl Buch, Weidenau.

Anlässlich der Auslandskulturtage der Stadt Dortmund, die in diesem Jahr Frankreich gewidmet waren, hielt sich eine Gruppe französischer Gewerkschaftler eine Woche lang in Dortmund auf. Die französischen Gäste besuchten u. a. auch die Hoesch-Wesfalenhütte und zeigten sich insbesondere vom Stahlwerk III und von der Breitbandstraße sehr beeindruckt. Nach der Besichtigung diskutierten sie mit Vertretern des Werkes und der IG. Metall vor allem soziale und gewerkschaftliche Angelegenheiten



„Die gelbe Gefahr vom Borsigplatz“

50 Jahre Ballspielverein Borussia

Am 19. Dezember 1909 platzte die Bombe. Ein Gerücht, ein Gerede, das seit Wochen um den Borsigplatz geisterte, hatte den Herrn Kaplan erreicht, den Leiter des für Leichtathletik und das damals noch wenig bekannte Fußballspiel begeisterten Junglingsverein „Dreifaltigkeit“. Und der Herr Kaplan rief zornbeugend: „Das darf nicht wieder vorkommen!“ — „Es ist ja gar nicht vorgekommen!“ schallte es aus den Reihen der sportlichen Jünglinge zurück, „aber wenn Sie sich von anderen die Ohren vollblasen lassen — wir können auch anders. Uns sehen Sie in Ihrem Verein nicht mehr!“ Bums!

BVB mit roten Schärpen

Daraufhin begab man sich zu achtzehn Mann hoch ins Vereinslokal Trott, fragte den Wirt Heinrich, ob er zu der abgespaltenen Gruppe stehen würde, stellte mit Genugtuung fest, daß des Wirtes Töchterlein Lydia ihrem Vater einen sehr ängstlichen Blick zuwarf, und quittierte Heinrichs „Klar, ich bin auf eurer Seite!“ mit der Eröffnung, daß man auf der Stelle einen neuen Verein gründen werde, einen Verein, der es in sich haben und gewissen anderen Leuten mal zeigen würde, „was 'ne Harke“, was Sport im allgemeinen und Fußball im besonderen wäre.

So wurde der „Ballspielverein Borussia 09“ gegründet, getauft und, wie es sich bei einer Taufe geziemt, tüchtig begossen. An die Stelle von Emscherwasser trat das schon damals berühmte und qualifizierte Dortmunder Bier. Mit jedem Liter, den Heinrich zapfte, wurden die Hoffnungen kühner, die Pläne fester umrissen. Man einigte sich auf eine kleidsame Vereinskluft: blau-weißgestreifte Rollkragenhemden mit langen Ärmeln zu schwarzen Hosen. Da es Wintertag war und herzlich ungemütliches Dortmunder Wetter, schien das eine prima Lösung zu sein. Später erst merkte man mit Schrecken, daß jedes dieser aus einer Mischung von Trikot, Barchent und Drillich festgewebten (viel zu langen) Hemden eine Art Privatsauna darstellte: „Wir schwitzten uns fast zu Tode!“ Als 1910 die beiden Nachbarvereine Britannia und Rhenania sich anschlossen, wurde der Vereinskluft noch eine — wie ein Ordensband schräg über Schulter und Hüfte zu tragende — rote Schärpe beigefügt. Es war eine Pracht!

Man kann die „Jungens von Borussia“ nicht ganz zu Unrecht als „unsere“ Jungs, als „Hoeschianer“ betrachten. Und das nicht nur, weil eine Anzahl „Prominente“ bei uns beschäftigt ist, sondern weil Hunderte Aktive und geradezu ungezählte Inaktive und begeisterte Anhänger der „schwarz-gelben Teufel“ zu unseren Mitarbeitern zählen. Zu allem liegt der Standort derer vom Borsigplatz mitten auf der Drehscheibe des Hoesch-Viertels, ist der alte und traditionsreiche Sportplatz der Borussen unweit des Böhmerwäldchens in unsere Sport- und Erholungsanlagen aufgegangen, haben die Borussen jahre- und jahrzehntelang auf unseren Plätzen trainiert und gespielt. So ist die Geschichte der Borussia unlösbar mit Hoesch — und natürlich besonders gerade mit unserer Hütte — verbunden. Das aber kam so:



Wer soll den Ball bezahlen?

Man hatte sich auf einen Vereinsbeitrag von 0,50 Mark geeinigt. Aber ob man 50 Pfennig mit achtzehn oder achtzehn mit 50 Pfennigen multiplizierte: es kamen immer nur 9 Mark heraus, und ein Fußball, der damals von Berlin bezogen werden mußte, kostete 13,50 Mark. Und das war erst der Ball, ein Ball . . .!

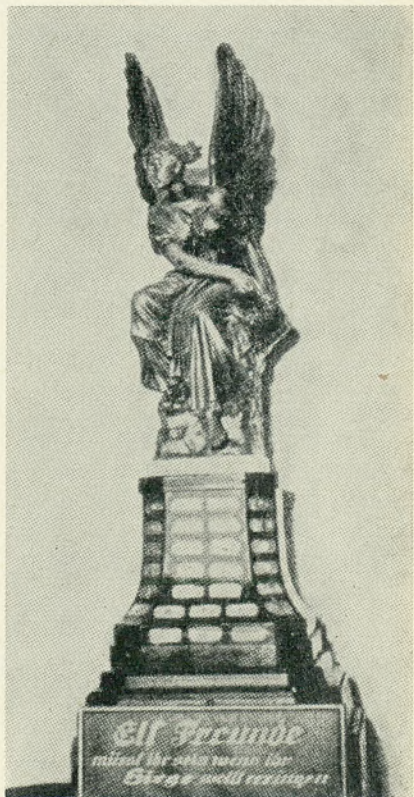
„Was machen wir da?“ fragte der erste Vorsitzende Heinrich Unger (auf Hoesch) den Spielführer der ersten Mannschaft, Robert Unger. „Frag den Franz“, sagte der gleichmütig, „ich Sorge dafür, daß der Ball richtig bewegt wird. Wo er herkommt, das geht den Geschäftsführer und Kassierer an.“

Franz Jacobi (auf Hoesch, heute Ehrenpräsident des Vereins) kam auf einen genialen Ausweg: Er ließ den Ball (und künftige Bälle) per Nachnahme an seine Mutter schicken! Mutter Jacobi mag dem schnauzbartbewehrten Geldbriefträger ein erstauntes Gesicht gezeigt und auch ein derbes Wort gesagt haben. Aber sie fand den Sport für ihre vier Söhne Franz, Willi, Julius und Josef so gesund, daß sie mit der einzigen Tochter auch gern auf den Platz ging, und — ohne Ball konnte schließlich nicht gespielt werden.

Jedesmal, wenn so eine Nachnahme hatte bezahlt werden müssen, sagte Mutter Jacobi zu den Ihren: „Ich hab da 13,50 Mark ausgelegt. Seht mal zu, daß ihr sie wieder reinkriegt.“ Und jedesmal antwortete Franz: „Ja, wir müssen eben siegen. Dann können wir sammeln. Heinz Schwa-

Das sind die ersten Borussen in ihren blau-weißgestreiften Rollkragenhemden mit roten Schärpen im abnehmbaren Tor auf der „Weißen Wiese“

Die in Dresden verbliebene „Viktoria“, um die es früher bei den Deutschen Meisterschaften ging





Vor jedem bedeutendem Spiel werden Wimpel ausgetauscht

ben (bis vor zwei Jahren Direktor der Union-Brauerei) nimmt den einen Hut und ich den anderen.“

Da haben sie uns die Tore abgesägt!

Trainiert und gespielt wurde auf der „Weißen Wiese“, einem damals unebenen Gelände, das in unseren heutigen Sport- und Erholungsanlagen, mitten zwischen Bauer Wübbeckes Kornfeldern und Kartoffeläckern, lag. Die Tore, leichte Kantenholzler und Querlatten, wurden geschultert mitgebracht und jedesmal neu aufgestellt. Als einer auf die kühne Idee kam, einen Tag vor einem Fußballspiel feste Tore zu bauen, fand man sie kurz vor Spielbeginn abgesägt und weggetragen. Das hatte die neidische Konkurrenz getan! Also mußte man wieder schleppen. Im sicher verschlossenen Keller eines Vereinsmitgliedes am Spähenfelde wurden die neuen Tore aufbewahrt.

„Ihr müßt siegen!“ sagten die Fußballer zu den Sprintern, Springern und Staffeln, „damit wir rasch bekannt werden.“ — „Gemacht!“ antworteten die Springer und die Läufer, „wir können ja mal an den ausgestellten Preisen vorbeigehen. Was wollen wir haben? Urkunden? Pokal? Schale? Figur?“ Und die Preise fingen an, zum Borsigplatz zu strömen.

Nach vier Wochen waren es schon zweihundert Mitglieder

Einen Monat nach Vereinsgründung, also um die Mitte des Januar 1910, bekam die Vereinsleitung hohen Besuch: der Herr Kaplan persönlich, gar nicht mehr zornig, gar nicht mehr mit Vorwürfen geladen. Er wollte etwas „ausbügeln“, wollte gutes Wetter machen. Wirklich und wahrhaftig, er entschuldigte sich! Es war ihm inzwischen zu Ohren gekommen, daß die seinerzeit gemachten Vorhaltungen ungerechtfertigt, weil ganz und gar unbegründet gewesen waren.

Und sie hätten sich in der kurzen Zeit ja so herausgemacht. Ob sie nicht Frieden schließen wollten und wieder gemeinsam...? Die Vereinsleiter tauschten einen Blick. „Es freut uns aufrichtig, Herr Kaplan, daß unsere Unschuld erwiesen ist. Meinen Sie nicht, daß eine Entschuldigung nach vier Wochen reichlich spät kommt? Und zurück? Das geht nicht. Wir haben doch schon zweihundert Mitglieder!“ — „Mehr“, murmelte Franz.

Über die Werksmauer zum Spiel

Er, Franz Jacobi, hatte ganz besondere Gründe, mit der Entwicklung der Dinge zufrieden zu sein: Lydia, des Wirtes Trott herzfriesches und wohlgebautes, dazu fußballbegeistertes Töchterlein, hatte ihm, dem erfolgreichen Mittelstürmer des BVB09, auf eine gewisse Frage errötend „Ja“ gesagt, zu Hause ständen die Jungs aus der Nachbarschaft bewundernd um die Rasenbleiche, darauf die blau-weißen Sporthemden im Dortmunder Nordwind wehten, Mutter bezahlte die Nachnahmen aus Berlin, ohne mit der Wimper zu zucken, und fuhr nur mal mit einem Donnerwetter dazwischen, wenn ihre in die Sofaecken gelümmelten Söhne nach dem Spiel sich in die Haare gerieten mit: „Hättste...“, und „Wärste...“ und „Du als Torwart...“ und „Wenn du Idiot natürlich...“

Manche der andern Spieler fanden nicht soviel Verständnis für ihr „Hobby“. Weder zu Hause noch am Arbeitsplatz war man begeistert, wenn sie schon wieder hinter diesem komischen Ball herrennen wollten. „Frei?“ schnoben hohe Chefs bei Hoesch, als zwei Elektriker für Mittwoch mittag frei erbateten, „kommt gar nicht in Frage! Wir haben Sie eingestellt, damit Sie arbeiten, nicht, damit Sie Fußball spielen.“

„Und nun?“ fragten die beiden ihre Meister. Die Meister kannten sich vom Fußballplatz her, den sie als begeisterte Zuschauer zu besuchen pflegten. Sie steckten die Köpfe zusammen: „Ohne die beiden geht es doch nicht!“ Ein Ausweg mußte gefunden werden und wurde gefunden: „Da hinten an der Springorumstraße, wo die Werksmauer niedrig ist,

da geht ihr ’rüber. Wenn ihr hier gesucht werdet, haben wir euch auf Montage weggeschickt. Macht, daß ihr wegkommt, aber wehe euch, wenn ihr den Mund nicht haltet!“

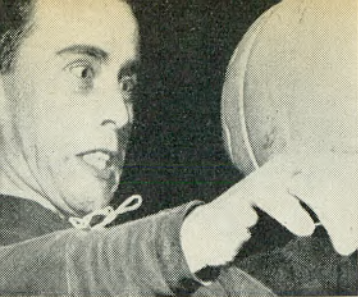
Schwarz-gelb und der teure Fußballplatz

Schwarz und Gelb wurden die Farben der Borussen, als sie sich um die Mitte des Jahres 1910 mit den beiden qualifizierten Nachbarvereinen Britannia und Rhenania vereinigt hatten und im Herbst des gleichen Jahres — keineswegs mehr „wild“ — in den Westdeutschen Spielverband aufgenommen wurden. Noch ehe im gleichen Jahr Borussia als ungeschlagener Meister der C-Klasse zur B-Klasse und nach weiteren zwei Jahren zur A-Klasse aufgestiegen war, sprach man im nordrhein-westfälischen Fußballbezirk (und drum herum!) von der „gelben Gefahr vom Borsigplatz“.

Während der ersten beiden Jahre des ersten Weltkrieges hielten einige wenige Daheimgebliebene den Fußballbetrieb recht und schlecht aufrecht. 1916 kam er ganz zum Erliegen. Und weil viele Vereinsmitglieder nicht heimgekommen waren, wurde die Wiederaufnahme des Spielbetriebes schwer — einfach aus Menschenmangel.

Noch ein Hindernis kam hinzu: Ein Verein, der keine eingezäunte Platzanlage besaß, wurde nicht in der A-Klasse geführt. Und das wurmte. In der Schusterstube von Peter Kistner, der Schuhmacher, Fußballer, Ballwart und Ballpfleger dazu war, saß man in der Wambeler Straße allabendlich sorgenvoll beisammen und knobelte: „Wie kommen wir zu Geld?“ 1925 waren gerade 1000,— Mark in der Kasse und die Zusage von einigen Freunden und Gönnern, daß es an Spenden und der Bereitschaft, „Bausteine“ zu kaufen, nicht fehlen würde. (Hatte man sich doch auch ohne umzäunten Platz, allein durch Leistung, den Zugang zur A-Klasse wiedererkannt!)

Es wurde also gebaut. Kassenräume, Umkleidekabinen, erhöhte Zuschauerwälle, eine 450 Meter lange und 1,80 Meter hohe Mauer, alles war einkalkuliert in die schmutzige neue Sportanlage an der Wambeler Straße, und die festliche Einweihung war bereits festgesetzt auf Sonntag, da setzte in der Nacht zum Mittwoch ein orkanartiger Wolkenbruch das ganze Spielfeld unter Wasser. Eine Kopfseite der neuen Mauer hielt dem Druck der Wassermassen nicht stand und stürzte in den „See“. 60 Meter Mauer wurden bis auf die Fundamente niedergedrückt. Aber weil die Fundamente noch standen und weil alles, was Hände hatte, verbissen und besessen arbeitete, konnte am Sonntag doch eingeweiht werden.



Wer so besessen trainiert, wie hier Fredy Kelbassa am Punchingball, der hat den Sieg schon halb in der Tasche!

Fußtritte vor den Kopf

kriegte Franz Jacobi fast bei jedem Spiel. Denn er war ja im Sturm, und er lief, nach den Worten seiner Frau Lydia, „fast mit dem Ball ins Tor“. Damit geriet er der Abwehr fast in den Rachen und mitsamt dem Ball ins Handgemenge. Die entsetzte Braut mußte sich jedesmal abwenden, wenn sie sah, wie nun Freund und Feind nach dem Ball und nach ihrem nicht allzu lang geratenen Franz traten... „Eine Macke über jeder Augenbraue“ — ohne diese fragwürdigen Trophäen pflegte Franz das Spielfeld niemals zu verlassen. Natürlich war er auch dabei, als ein stolzer Sportsieg in Neheim-Hüsten errungen worden war, der intensiv gefeiert werden mußte. Auf irgendeine Weise waren die siegreichen Borussen bis nach Schwerte gelangt, wo noch mal tüchtig einer draufgetan wurde. Als man sich auf die Heimfahrt besann, war der letzte Zug längst weg. Und da Straßenbahn und Bus damals noch nicht fuhren, machte man sich zu Fuß auf den Heimweg. Als BVB 09 nach gut drei Stunden am Spähenfelde ankam, waren sie, alle Mann hoch, wieder nüchtern.

Wie August Lenz Mittelstürmer wurde

„Den haben wir, ob Sie's glauben oder nicht, buchstäblich von der Straße weg ins Spiel geholt. Fragen Sie ihn selber, ob's nicht haargenau stimmt. Ja, er war in der Kesselschmiede bei Hoesch. Aber selbst da hat er mit den Händen geschmiedet und mit den Füßen trainiert: In jeder Arbeitspause waren sie am Fußball, aus Lumpen hatten sie sich so'n Ding zurechtgedreht. Na, und am Feierabend spielten sie in der Stahlwerkstraße. Eines Tages fehlte bei unserer ersten Mannschaft ein Spieler, als es schon beinahe losgehen sollte. Ersatz? Der beste von den Jungs muß her. Der beste war August Lenz. „Los, August, zum Sturm!“ — „Ich, ich bin doch immer Torwart“, stotterte er. „Uns fehlt aber ein Mittelstürmer! Man zu, du wirst's schon schaffen.“

August schaffte es. Gleich am Nachmittag trat er mehrere Tore. Später, 1935, als er in Brüssel Dortmunds erster Nationalspieler geworden war, wurde er schon am Bahnhof mit Pauken und Trompeten empfangen und im Triumph zum Borsigplatz geleitet. Vater Trott hing halben Leibes aus den Fenstern im ersten Stock, und die Tränen

liefen ihm übers Gesicht: „So was Schönes, nee, so was Schönes hab ich noch nicht erlebt.“

Eine ganze Fußballelf aus Nationalspielern

Es sollte nicht dabei bleiben, daß „der blondschopfige Brecher und Reißer“ August Lenz einmal und wieder und wieder Nationalspieler wurde: Sein Beispiel machte Schule in den Reihen des Vereins. 1951 gesellten sich zu dem Mittelstürmer August Lenz als Nationalspieler der linke Läufer Erich Schanko und der halbrechte Stürmer Addi Preisler, 1952 folgte der Linksaußen Hans Flügel (spielte mehrfach in der B-Mannschaft), 1954 der Torwart Heini Kwiatkowski, 1956 der rechte Läufer Erwin Schlebrowski und der Mittelstürmer Fredy Kelbassa, 1957 der Halbstürmer Alfred Schmidt und der Rechtsaußen Wolfgang Peters, endlich der Halbstürmer Hans Cieslarczyk, so daß die Borussen also eine eigene Mannschaft, allein aus Nationalspielern, bilden könnten. — Unvergessen ist übrigens auch Helmut Kapitolski.

Urlaub für den Schützen NN. zum Fußballspiel?

Der zweite Weltkrieg ist für alle diejenigen, die vereintechnisch und planerisch hinter den Kulissen für Borussia tätig und für die gesamte Organisation verantwortlich waren, eine Kette von Versuchen, Hürden zu nehmen, die alle in mehr oder minder großen Buchstaben die Aufschrift „Unmöglich“ trugen. Der Schriftleiter der Vereinsnachrichten, Heinrich Karsten (Betriebsbüro Mechanische Werkstätten), der zum 50jährigen Bestehen des Vereins seine Geschichte aufgezeichnet hat, schreibt (mit deutlich vernehmbarem Seufzen, das auch der Nicht-Fußballspieler ihm nur zu gut nachempfinden kann): „Da waren die Kämpfe mit den Behörden, da war das Ringen mit den politischen Verbänden, da waren die oft erfolgreichen, meist aber auch erfolglosen Versuche, Spieler aus allen möglichen Heeresgruppen und Formationen, aus Arbeitsdienst und politischen Organisationen loszuweisen oder für ein oder mehrere Spiele frei zu bekommen, die nicht abreißenden Urlaubsgesuche, die Fahrten zu den oder jenen Vorgesetzten, die Besuche bei allen möglichen Allgewaltigen... Tausende Briefe gingen hin und her von den Fronten zum Vereinsvorstand, und immer wieder stand im Mittelpunkt alles Erzählens trotz Not und Tränen der Sport und insbesondere der B. V. Borussia 09.

Überall Trümmerhaufen

Die Zurückkehrenden fanden nicht nur ihre 1936 im Hause Trott eingerichtete Geschäftsstelle in Trümmern: Utensilien und Ausrüstungsgegenstände für den

Der frühere Trainer Helmut Schneider, der die Borussen zweimal zur deutschen Meisterschaft führte, beim Bockspringen mit Herbert Sandmann



Sport waren auch kaputt, soweit Liebhaber sie nicht beiseite geschafft hatten. Den Fußballplatz durfte man nur mit Genehmigung der Militärregierung betreten, die Versammlungen von mehr als drei Mann sowieso verbot.

Als der Fußball im Herbst doch wieder zu rollen begann, kamen die Mannschaften sich in ihren seltsamen Kluften vor wie ein Maskenverein. Butter, Speck, und was man sonst brauchte, um dergleichen zu beschaffen, mußte man 1. in sich selber und seine Familien hineinstecken, soweit man es überhaupt bekam, 2. zur Beschaffung des Dachs über dem Kopf und des aller-notwendigsten Hausrats verwenden, ehe man 3. ein Vereinsleder dafür beschaffen konnte, und was noch sonst dazugehörte. Immerhin hatte sich das Vereinsleben nach zwei Jahren bereits mit so viel neuer Initiative geladen, daß z. B. am 1. 11. 1947 die Tischtennis-Abteilung gegründet werden konnte. Den begeisterten Anhängern dieses neuen Sports ging es besser als den Jungen, die Anno dazumal, 1909—1914 etwa, den Fußballnachwuchs vom Borsigplatz bildeten oder erst zu bilden hofften. Die kriegten

egal „Senge“

Wenn die auf dem Schulhof spielen wollten, haute der Lehrer drauf. Auf der Straße

Der dreizehnfache Nationalspieler Alfred Schmidt beim Ball-Stoppen





Ehrenpräsident
Franz Jacobi
und Frau Lydia,
geb. Troll,
haben einen
ganzen Schrank
voll Erinnerungs-
schriften
aus der Ent-
wicklungs-
geschichte
von „BVB 09“

lauerte die im Laufe der Jahre farblich wechselnde, also blaue oder grüne Polizei. Wenn Vater, der allabendlich den Zustand der Schuhe kontrollierte, sie vorne abgewetzt fand, legte er den Träger übers Knie, und die letzte Tracht bezog man von Mutter, die dahintergekommen war, daß man aus ihrer Kommodenschublade ihre guten, schwarzen, zwei schlicht-, zwei krausgestrickten Strümpfe stibitzte hatte, um sie — elegant runtergerollt — als Stützen zu verwenden. Schließlich aber ertrug man auch Prügel sozusagen gemeinsam. Sie gehörten dazu wie die Schunden und Wunden beim Training, und auch über diesen schatten- seitigen Erfahrungen des Fußballspiels stand der Satz: „Elf Freunde müßt ihr sein, wenn ihr Siege wollt erringen!“, der der in Dresden verbliebenen „Viktoria“ eingegraben ist.

Noch als siegreiche Vasallen des Königs Fußball

sind unsere stolzen, zweimal hintereinander mit dem Lorbeer der Deutschen Meisterschaft gekrönten Borussen den „Berufsfahrern“ ebenso ausgesetzt wie einst, als sie die ehrgeizigen, spielwütigen Jungs vom Borsigplatz waren: 1949 ging es um die Deutsche Meisterschaft. Der

Arzt hatte dem fußverletzten Michallek das Spielen eigentlich verboten. Uneigentlich verstand er sich dazu, den Schuh über dem verletzten Fuß so weit aufzuschneiden, daß Scheuern und Schmerz möglichst vermieden werden konnten. Aber der zartfühlende Mediziner hatte nicht mit Michalleks Temperament und der Gewalt des Fußballspiels gerechnet: Der aufgeschnittene Schuh löste sich, Michallek, um nicht behindert zu werden, schleuderte ihn weg und spielte auf einem Strumpf weiter, ohne daß irgend jemand (und vor allem der Schiedsrichter) das im Eifer des Gefechts gemerkt hätte.

Erich Schanko mußte sich 1949, in Stuttgart, mit dem Verlust einiger Zähne abfinden, die ihm im Handgemein ausgestoßen wurden, und er durfte sich noch glücklich schätzen, weil keine der geschleuderten Bierflaschen ihn getroffen hatte.

Bier? Nein, danke!

1956, in Birmingham, lud ein dort ansässiger Bierbrauer die Borussen zur Besichtigung seiner Brauerei ein und erbot sich, ihnen seine etwa dreißig im Stadtgebiet verteilten Filialen zu zeigen. Die verwöhnten Dortmunder Biertrinker hatten sich schon über die ersten Flaschen hinweg mit Blicken verständigt: „Das soll Bier

sein?! Das mögen wir aber nicht.“ In der dritten Filiale fiel es selbst dem Gastgeber auf, daß die deutschen Gäste mit immer deutlich werdender Zurückhaltung und „Nein, danke, hab schon genug“, die Flasche dem Nebenmann zuschoben, der ebenfalls ablehnte. Der Birminghamer Bierbrauer stutzte, dachte nach und begriff: „Lieber Gin, die Herren, oder Whisky?“ — „Ja, bitte!“ Und weil er kein Schotte und kein Spielverderber war, ließ er sich's nicht nehmen, jedem noch eine Flasche mit auf die Reise zu geben: Whisky oder Gin.

Im Garten des Hotels, in dem die Borussen in Birmingham wohnten, nisteten zahme Graudrosseln, die zutraulich aufs Fensterbrett kamen. Davon griff Michallek eine und setzte sie in das Hufschloß von Sandmanns Kleiderschrank. Im Laufe der Nacht wurde der eingesperrte Vogel unruhig. „Es spukt!“ flüsterte der aus dem Schlafe geschreckte Sandmann und ging dem kratzenden und scharrenden Geist vorsichtiger zu Leibe als je auf dem Platze einem Ball.

Die durstigen Neger

Eine auch noch so kurz angetippte „Entwicklungsgeschichte“ unserer Borussen wäre nicht vollständig, wollte man die Handballmannschaft vergessen, die 1924 gegründet wurde. Sie entstand aus gutem Grund: Man hatte nämlich zuviel Zeit infolge der Arbeitslosigkeit. Und weil man diese Zeit irgendwie hinbringen mußte, spielte man etwa nachmittags Fußball und, weil man am Vormittag auch nichts Besseres vorhatte, Handball. Daß man dabei braun wurde, wenn die Sonne schien, versteht sich am Rande. Was lag näher, als die meist auf unserer Hütte tätigen oder tätig gewesen und wieder tätig zu werden hoffenden Handballer die „Negermannschaft“ zu nennen? Wie die Neger es am Kongo halten, wenn sie durstig sind, braucht uns in diesem Zusammenhang nicht zu kümmern. Wesentlich war jedenfalls damals, daß die Hütten- und Handball-Neger-Borussen Rob. Unger, Gebrüder Dresbeimick, Heinrich Hartmann (Ww. III), Paul Heinz (Ww. I), Hugo Schmidt, Dirzus (Kaltww.), Hegel, Stremel, Meisner (M. A.), Kopacki, Burzik und andere „alte Gardisten“ etwas zu trinken bekamen, auch wenn sie kein Geld hatten, dafür zu zahlen. Heinrich Hartmann, der in Arbeit stand, tränkte dann die Arbeitslosen.

Frauen waren auch dabei

1931 traten sie zuerst als Handballer erfolgreich auf. Sehr eng mit unserer Hütte verbunden und stolz darauf: Frau Hagedorn, Frau Hegel, Frau Weller, Trautmann, Sümmer (Einkauf), Mettemeier, Geschwister Heuhaus, Wolfewitz-

Hallen-Handball-Kreismeister 1958



Schmeling nennt die Chronik rühmend, auch Fräulein Adelheid Grischka, heute die Gattin unseres Betriebsratsvorsitzenden Albert Pfeiffer. Im Gegensatz zum heutigen Frauenhandball wurden damals nur Freundschaftsspiele ausgetragen.

Kriegsbedingtes Auf und Ab gab es natürlich auch bei den Handballern, und nach 1945 war überall Ebbe, diesmal nicht bei Getränken, sondern höchst prosaisch bei Kartoffeln und Speck. Willi Huth, heute Obermeister im Ww. III, fand Mittel und Wege, dergleichen in mageren Jahren zu „erspielen“. Die Leitung liegt bei Fritz Weller (M. A. Ww. I) in bester Hand, und Jupp Sümmers vom Einkauf hilft ihm dabei. Die Spieler der I. und der Reservemannschaft sind fast ausschließlich bei uns beschäftigt, dazu Obmann, Kassierer, Geschäftsführer, Jugendleiter. Heinrich Kampmann (Kaltww.) und Karl Spieckermann (heute Brandinspektor unserer Werkfeuerwehr) waren in den letzten Jahren „geschickte“ Geschäftsführer.

Tanz in Unterhosen

Den gibt es bei den Borussen immer, ob sie mit den Füßen oder mit den Händen Ball spielen: 1952 machte die Handballmannschaft (die 1932 erstmalig Ruhrbezirkmeister geworden war) eine Rheintour nach Boppard. Nach dem Spiel gab es ein gemütliches Beisammensein, und der Rheinwein ließ die Wogen der Stimmung so hochschlagen, daß man mit den Gastgebern eine Wette abschloß: Wir schaffen durch den vollbesetzten Tanzsaal eine Polonäse, nur bekleidet mit Unterhose und Hemd! Selbstverständlich wurde die Wette gewonnen.

Zwei Jahre lang spielten unsere Handballer in der westdeutschen Oberliga

„Der
blondschopfige
Brecher und
Reißer
August Lenz“
und Gauchel
bedrohen das
Luxemburger
Tor beim Spiel
Deutschland —
Luxemburg
am 20. 3. 1938,
das 2 : 1 endete



(1954—1956). In den Kämpfen um den westdeutschen Werpokal (1953) sind sie bis unter die letzten 4 Mannschaften vorgestoßen und mußten erst in Minden ausscheiden. In diesem Jahr stehen sie punktgleich mit zwei anderen Mannschaften an erster Stelle der Landesliga mit den besten Aussichten auf einen erneuten Aufstieg zur Oberliga.

Ein Pennäler in der Oberliga

Werksgeschichte? Vereinsgeschichte? Sportchronik? Das überlassen wir berufenen Leuten mit fachgeschliffenen Federn. Hier ging es darum, die Verbundenheit unserer Borussen mit der Hütte und dem Borsigplatz und der Geschichte des Nordens ein wenig zu erforschen und zu feiern. Es galt auch, herauszustellen, daß es sich bei unsern Borussen um Leute handelt, die zuerst im Werk ihren Mann stehen und dann ihr Lebens-Hobby so blutig ernst nehmen, daß solche Monstreleistungen, wie zweimal hintereinander deutsche Meister-

schaft, dabei herauskommen. Einer ist ja mit in der Oberliga, der zwar nicht „auf Hütte“ arbeitet, dafür aber „in Penne“, der Obersekundaner Manfred Koslowski, der sich fürwahr auch einen abschuften muß, wenn er mit Kopp und Beenen in Stadtgymnasium und Oberliga gleichziehen will!

In diesem ihrem Jubiläumsjahr stellt der Dortmunder Norden schon darum an seine Borussen keine „besonderen“ Ansprüche, weil das Feiern des 50jährigen Bestehens ja auch Zeit kostet und Kraft und Geld. Aber wenn es mit der zweiten Jahrhunderthälfte losgeht, dann dürfen wir wohl getrost unsere Wünsche wieder höher-schrauben, und dann wird vielleicht wahr, was den zum zweiten Male als Sieger heimkehrenden Borussen gleichsam als Traumkulisse vorgeschwebt hatte: „Wir wunderten uns nur darüber, daß sie den Borsigplatz nicht schwarz-gelb angestrichen hatten!“

Die zweimal siegreiche Meistermannschaft aus den Jahren 1956 und 1957. Von l. n. r.: Wolfgang Peters, Erwin Schlebrowski, Helmut Kapitulski, Helmut Bracht, Willi Burgsmüller, Herbert Sandmann, Alfred Niepieklo, Fredy Kelbassa, Max Michallek, Heini Kwiatkowski, Alfred Preißler



AUS UNSERER HEIMAT

Romantische Wasserburgen

im Ruhr-Emscher-Gebiet

Man schilt so leicht das
nüchtern-prosaische, von
Rauchfahnen durchzogene,
das graue, wohl furchtbar
fleißige, aber so gänzlich
unpoetische Gebiet
zwischen Ruhr und Emscher.
Dabei weiß man gar nicht,
daß es dort,
wenn man nur ein wenig
Umschau hält, nicht
allzu weit von den
„schrecklichen Schornstei-
nen“ unserer Bergwerks- und

Hüttenindustrie, die
wundersamsten, feinen, alten,
von rankendem Efeu und
halbverwitterten Hagebutten-
sträuchern oder noch
sorgsam gepflegten,
großen Parkanlagen umstandenen
Wasserschlösser mit ihren
fast märchenhaft anmutenden,
halb schon in der Zeit
verwehten Romanzen gibt.

Auch heute noch?
Jawohl. Hier sind sie:

Haus Dellwig



Nordöstlich von Lütgendortmund liegt noch heute etwas versteckt, seitab der großen Verkehrsstraßen des Gebietes zwischen Ruhr und Emscher, das Wasserschloß Dellwig. Es ist eine ehemalige Burg aus der Zeit, da die westfälischen Rittergeschlechter ihre nicht auf steiler Bergeskuppe gegen feindliche Angriffe geschützte, sondern ungeschützt im Tal liegende Besitzung mit einem Wassergraben, mit Wall und Zugbrücke umgaben.

Man sieht diese Grundanlage noch deutlich auch in Dellwig, nur daß inzwischen aus der Fallbrücke ein fester Steinübergang am Wassergraben geschaffen und aus der Burg schon im 17. Jahrhundert durch „Maria Elisabetha de Pallandt ex Keppel et Hamm, vidua domini Arnoldi Georgii de et in Dellwig, me sibi et posteris fieri perfecit anno 1678“ ein Schloß geworden ist. In grauer Vorzeit nannte sich das Geschlecht, das hier saß, auch Delewich und Dalwich. Es ist längst ausgestorben.

Doch geistert immer noch um die plumpen, grauen Mauern des alten Rittersitzes und durch die Stille des weitläufigen Parkes mit seinen uralten, dicken Baumriesen eine so „schauerlich-schöne“ Liebesromanze, daß mancher sie vielleicht hören möchte? Es sei:

Also: Einstmals bewohnte der von seiner ganzen Umgebung und ebenso von seiner ihm kürzlich erst angetrauten, zarten und noch sehr jungen Gemahlin Sylvia herzklöpfend gefürchtete Ritter Kort von Dalwich die Burg. Er, ein gewalttätiger Mann mit schon grauen Haaren, hatte die liebe Sylvia während eines wüsten Gelages mit Zechkumpanen einem verarmten und verschuldeten Ritter in der Nachbarschaft, dessen Tochter sie war, im Würfelspiel abgewonnen. Kort hütete sie wie seinen Augapfel.

Zufolge seiner wilden Natur wechselte das Gesinde oft; selbst seinen Neffen Armin, der ihn zuweilen besuchte, hatte er vom Hof gewiesen, weil dieser Sylvia mit allzu brennenden Blicken seiner großen, dunklen Augen ansah, wenn er mit ihr sprach. Seitdem wandte sich diese ganz von Kort ab und saß oft stundenlang am Fenster des Alkovens, sehnsüchtig nach dem Verbannten Ausschau haltend.

Da sann ihr Gemahl auf wilde Rache. Er darg einen Knecht, der, heimlicherweise als einmal von Sylvia und einmal von Armin ausgeschiedt, die Nachricht übermittelte, daß er, Kort, an einem bestimmten Tag zu einer großen Jagd eingeladen sei und sie beide also, ohne vom Gesinde bemerkt zu werden, sich an dem alten Mühlenstein im Park treffen könnten. Jubelnd empfingen die Liebenden diesen Bescheid. Sie wußten zwar um ihren Verzicht, doch hätten sie gern noch einmal

ein paar Worte miteinander gesprochen.

Aber wie bitter wurde gleich Sylvia enttäuscht. Der grausame Kort sperrte sie in ein turmhohes Zimmerchen, das nur einen winzigen Ausguck unter dem Dachfirst hatte. Da wußte sie, daß Verrat im Schilde war, und zitternd und bebend flehte sie zum Himmel um das Leben des Geliebten. Es kam ein Gewitter auf, und jetzt betete sie, daß Armin doch deswegen nicht kommen möge. Aber den Nichtsahnenden konnte das nicht schrecken. Er kam dennoch zwischen Blitz und Donnerschlägen an die bezeichnete Stelle im Park, an der er die Angebetete kaum, des Wetters wegen,

anzutreffen hoffte. Doch würde sie ihm sicher durch jenen treuen Knecht eine weitere Nachricht geben.

Der Mühlenstein stand unter einer alten Eiche. Und als Armin näher kam, sah er nicht die schöne Sylvia dort stehen, sondern über die Steinplatte lang ausgestreckt, tot, den grimmigen Kort liegen. Ein Blitzstrahl hatte ihn in derselben Stunde gefällt, als er seinem Neffen nach dem Leben trachtete. Und das Ende vom Liede? Sylvia wurde aus ihrer Haft befreit... weiter weiß man nichts mehr...!

Der Mühlenstein aber und das kleine Fenster unterm Dachfirst sind noch heute am Haus Dellwig zu sehen.

Dessen Dienste nahm er für sich, für seine Gesindeschar und für die an seinen Besitz grenzende, ihm zum Teil hörige Siedlung von Bauern und Kleinköttern, wenn es not tat, gern in Anspruch; auch ließ er ihn ruhig einmal, rief man ihn um Hilfe an, in die weitere Nachbarschaft wandern.

Er bezahlte den Feldscher gut, gab ihm Kost und Logis in einem seiner Räume und schätzte auch seine witzige Unterhaltungsgabe und sein helles Köpfchen. Der Schäfer pflog übrigens ebensooft tiefsinnige Gespräche mit dem Feldscher. Deswegen erzählte er auch die kleine Geschichte, die sich hernach in Bodelswing — wie man den Besitz damals noch nannte — zutrug, jedem, der sie hören wollte.

Erschien da eines Tages ein seltsames Paar im Schloßhof, das den weiten Weg von Dortmund her gewandert kam und dem der Torwarter erst den Eingang verwehren wollte. Jedoch bewog ihn das Mitleid schließlich dazu, die beiden einzulassen. Es war ein Mädchen, ein Kind fast noch von 14 Jahren, das einen bleichen, stillen Mann an der Hand führte, der unter dem anderen Arm eine alte, verbrauchte Geige mit sich führte, die er, kaum stand das Paar auf dem Hof, gleich an seine dünne Schulter nahm und ein oft durch Husten unterbrochenes Liedchen zu singen begann, worin ihn das Kind mit seinem dünnen Stimmchen zu unterstützen versuchte. Des Mannes Augen waren irgendwie in eine entrückte Ferne gerichtet. Und nun sah man es auch. Er war blind. Die Geige taugte nichts, auch des Mannes Stimme nicht. Aber das Bild der zwei Armseligen trug so viel Rührendes an sich, daß man die Sache vor den Schloßherrn brachte, der eben einmal wieder in Frieden zu Hause war. Dieser befahl sofort den Feldscher her.

„Kannst du dem Mann noch helfen, Feldscher?“ fragte er.

„Werden sehen, Herr Baron!“ erwiderte dieser, untersuchte die Augen des Mannes und sagte lakonisch: „Das eine könnte ich noch retten, das andere ist zum Deubel, Herr Baron. Star!“

„Wollen Sie sich diesem Heilkundigen in die Hände geben?“ fragte Bodelswing nun den Fassungslosen. Der stotterte etwas von kein Geld haben, dies schnitt ihm der Baron mit den Worten ab: „Das wäre meine Sache! Los, Feldscher, tue, was du kannst. Der Mann kommt auf ein Zimmer oben und bekommt erst einmal gute Kost. — Das Dingelchen da“, er rief die zitternde Kleine freundlich zu sich, „wird erst einmal in der Küche ein wenig in Futter genommen, wie? Kannst es brauchen!“

Haus Bodelschwingh



Da liegt es breit und wuchtig in der Sonne, das jetzige Schloß Bodelschwingh. Wer horcht nicht unwillkürlich auf, wenn er den Namen hört? Ein Sproß dieses Adelsgeschlechtes, Friedrich von Bodelschwingh, geboren am 6. März 1831, wählte den Beruf eines Pfarrers und wandte sich daneben sozialen Ideen und Taten zu. Er wurde später der Begründer der Bethelschen

Krankenanstalten in Bielefeld und gründete ebenfalls die erste Arbeiterkolonie in Wilmersdorf bei Minden. Der Name dieses Friedrich Bodelschwingh also umgibt noch heute die um 1300 auf starken Eichenpfählen im feuchten Gelände unweit der Emischer erbaute Wasserburg, die im Jahre 1565 zu einem Herrnsitz erweitert wurde, mit einem Glanz des Ruhmes, der ihn als Wohltäter der Menschheit weit über unsere Heimatgrenze bekannt machte.

Sicher floß in seinen Adern noch das edle Blut, das auch in einigen der Altvorderen des Hauses und Geschlechtes zuweilen in Erscheinung trat. (Obwohl ebenso oft Andersgeartetes zu berichten wäre.)

Von einem gleich großen Charakter weiß jedoch zum Beispiel — laut der Familienchronik eines Nachbarhofes — ein alter Schäfer Erstaunliches zu erzählen.

Nach ihm brachte ein Freiherr von Bodelswinge, dessen Vorname unbekannt blieb, aus einer der zahlreichen Fehden jener Zeit, die immer wieder die Burgherren in ihre Wirren verwickelte, einen Feldscher (das war ein Heilkundiger, der ohne nennenswerte medizinische Vorbildung doch im Kriege als Arzt und Helfer der Verwundeten fungierte) mit nach Hause.

Und es geschah nach des Gutsherrn Befehl. Der Schäfer schließt seine Erzählung mit den Worten: „Dem armen Musikanten konnte nicht viel mehr geholfen werden. Nachdem er mit dem einen Auge wenigstens die schöne Gotteswelt und sein Kind noch einmal erschauen konnte, ging er schnell an einer schweren Lungenerkrankung zugrunde. Das Waisenmädchen aber blieb so lange als tüchtige Magd auf dem Hof, bis sie einen anständigen Burschen aus dem Dorf heiratete.“

So war dieser Adelsträger gleichen Namens wie Friedrich von Bodelschwing ebenfalls ein Helfer der Kranken und der

Armen. Und man möchte fast annehmen, daß jener auch sein Richteramt an dem Freistuhl, der einer Historie nach um 1500 unter einem „großen Hagedorn-Strauch in einer nahe bey dem Schloot gelegenen Weyde gestanden haben soll“, nicht in der Weise ausübte, wie eine alte Stadtordnung von Soest sie um 1440 als eine „windige Sache“ sarkastisch darstellt: „Dat Recht is eynem spinnewabbe gelick, dey stark groaten flegen dey gahn dardirch, dey kleinen un swaken blywen darynne“, sondern daß er gerade den kleinen un swaken flegen genauso kräftig zu ihrem Recht verhalf wie den stark groaten.

17 Jahre war Ursula alt, als sie in eine solche regelrechte Gefangenschaft geriet. Selten nur durften Spaziergänge unternommen oder ausgeritten werden. Beide Vergnügen gab es nur in der Begleitung einer verlässlichen Magd oder eines bejahrten Stallknechtes.

Aber eines Tages gelang es dem Mädchen doch, der Obhut der Magd durch eine List zu entkommen. Beim Preiselbeeren-suchen im Walde waren sie unter Ursulas Lachen und Tollen erhitzt und die Magd auch wohl, weil sie das Doppelte an Jahren zählte wie Ursula, müde geworden. „Schlafe doch ein wenig, gute Kathi“, rief sie daher, „sieh, ich lege mich auch ins Gras!“

„Meinst du? Ja, ich bin heute morgen schon früh auf den Beinen gewesen!“ erwiderte die Magd, gähnte und streckte sich lang. Als Ursula aber sah, daß ihre Begleiterin fest eingeschlafen war, lief sie vergnügt immer tiefer in den Wald hinein. Da stand sie plötzlich an einer Straße, die hindurchführte, und auf ihr rollte ein Wagen heran. Der war von oben bis unten mit Töpfen, Pfannen und Wannen, mit Eimern, Bechern und Gläsern, mit kleinen Vogelbauern und sonstigem Krimskrums behangen. Alles glitzerte und funkelte in der Sonne, daß Ursula sprachlos staunend hinüberschaute. Ein junger Bursche sah es, sprang herab vom Wagen und fragte, lachend grüßend, ob er hier recht wäre auf dem Wege zur Burg. Ursula wollte ihm den Weg weisen, machte eine ungeschickte Bewegung, glitt am Wegrande aus und wäre gewiß gestürzt, wenn die Arme des Fremdlings sie nicht fest umfangen hätten. „Hoppla, schönes Fräulein“, sagte er, drückte Ursula zwar einen Augenblick an sich, ließ sie aber gleich wieder los, denn er sah ja, daß er eine Herrentochter vor sich hatte. Doch sie, die tief errötet war, geriet sofort in den Bann des jungen, fremden Menschen, dessen Augen sie so lieb anblickten.

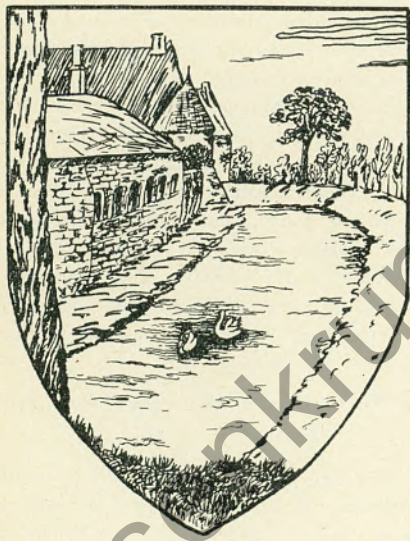
Er war weit in der schönen, fernen Welt herumgekommen, und er würde wieder hinausziehen in die Weite... so erzählte er ihr, die begierig lauschte.

Und als er etwas später mit seinem Wagen auf die Burg kam, wußte Ursula es so einzurichten, daß sie der Gefangenschaft im elterlichen Hause, wie sie es nannte, mit dem Fremdling entflohe.

Nun klingt das wie im Märchen aus: „Sie sind gestorben, verdorben...!“

Die Eltern haben Ursula enterbt. Und als sie später, vom Heimweh getrieben, Versöhnung erflachte, hat der Bruder sie von der Schwelle getrieben. Die Leute, die sie auf diesem bitteren Gang sahen, erzählten, sie sei, obwohl verhärtet, doch von einer geradezu düsteren Schönheit gewesen, und sie hätte ausgesehen, als

Haus Kemnade



Gegenüber der ehemaligen Burgveste Blankenstein, am anderen Ufer der Ruhr, liegt die uralte Ortschaft Stiepel mit ihren schwarz-weißen Fachwerkhäusern zwischen den Obsthöfen im „Bramenkamp“, im „Siepen“, im „Lohgarten“, am „Mühlenberg“ und wer weiß noch wo über den Bergrücken verstreut. Es ist wohl über 1000 Jahre alt. Und weil früher, ganz früher, die Siedler in den urwaldähnlichen Waldungen, die noch unsere Heimat durchzogen, sich gegen Überfälle von Wildschweinhorden, Füchsen und Wölfen

schützten, indem sie ihre Häuser und oft auch die ganze Siedlung mit Pfählen und Zäunen umgaben, daher stammt dann wohl der Name: stiepel — stapel — Holz. Drei gekreuzte Pfähle trugen auch die Herren von Stiepel in ihrem Wappen. Ein ebenfalls sehr altes und reichbegütertes Rittergeschlecht wohnte vormals auf der weitläufig ausgebauten Wasserburg Kemnade im Tal, und unter dem straffen, unnachsichtigen Regime der Eltern sowie neben dem ernsten, hochmütigen Bruder Wennemar wuchs dort ein liebliches Töchterchen, Ursula genannt, heran. Sie war das Gegenteil von ihrem Bruder. Wie eine wilde Rose, schön, leidenschaftlich, mit dunklem, lockigem Haar und sprühenden, strahlenden Augen, lachte und tollte sie am liebsten den ganzen Tag im Burghof umher. Das ganze Gesinde liebte sie; aber den standesbewußten Eltern und dem Bruder paßte die natürliche Lebensart des Mädchens durchaus nicht. Darum sann man darauf, wie man ihren Sinn am besten bändigen könne.

Ursula wurde in eine Klosterschule geschickt, der sie aber schon binnen kurzem zu entrinnen verstand. Nunmehr nahm die gestrenge Mutter selbst die Erziehung ihrer Tochter in die Hand. Unaufhörlich wußte sie diese mit Hausarbeiten, Handarbeiten und mit der Unterrichtung dessen, was zu wissen einem Edelfräulein so vornehmer Herkunft wohl geziemt, zu beschäftigen.

lebte sie nicht mehr. Danach hat sie sich wohl an einen Verwandten um Hilfe gewandt, denn dieser strengte beim Gericht einen Prozeß um ihr Erbteil an. Er bekam aber kein Recht. Und Ursula ist

arm und verlassen in der Fremde gestorben. Übrigens brannte das Schloß kurz darauf gänzlich nieder. Bruder Wennemar starb nach seinen Eltern unbeweibt und kinderlos.

Haus Herbede



An einer alten Heerstraße, die Ruhr entlang auf Hattingen zu, lagen mehrere befestigte, mit einem Wassergraben und Wall umgebene Bauerngüter. Das älteste unter ihnen aber, das in seiner Form als solches noch heute gut erhalten ist, war das Haus Herbede vor der gleichnamigen Ortschaft, früher Heribeddiu genannt. Es lag nachgewiesenermaßen schon im 9. Jahrhundert in der Nähe der Ruhr. Auf ihr saß zuerst ein Ritter Sibald, der noch ohne Nachname im Heberegister geführt wurde. Danach wechselte die Wasserburg, die später zu einem Schloß ausgebaut wurde, durch mehrere Geschlechterfolgen verschiedentlich ihre Besitzer.

Von einem adeligen Herrn wird erzählt, daß er nur einen Sohn besaß und dieser wiederum von eigenartigem Wesen war. Groß und kräftig gebaut zwar, beteiligte er sich mit Lust an ritterlichen Spielen und Turnieren; beim Reiten und Jagen im männlichen Kreise tat er sich rühmlichst hervor. Aber kein Fräulein in irgendeinem Schloßhof oder auf einem adeligen Gut in der Nähe konnte ihn bisher fesseln. Der alte Herr bekam es mit der Sorge, sein Sohn könne unbeweibt sterben und das Haus bliebe ohne Erben seinerseits. Er stellte ihm deswegen seine Bedenken vor.

Und zu seinem nicht geringen Erstaunen lächelte Volbert, der Sohn, darauf ein wenig geheimnisvoll, indem er erwiderte: „Du wirst sie schon bald sehen, meine Braut...!“

Abends, das heißt, die Dämmerstunde war schon gekommen, da ging Volbert zum Flußufer, piffte leise, und schon tauchten Kopf und Arme einer bildschönen Jungfrau, einer Nixe, in den Wassern der Ruhr auf. Der hatte Volbert sich bereits seit kurzem in Liebe ergeben. Sie zog ihn auch heute hinab in ihr wunderbares Kristallreich drunten auf dem Grund.

Hier aber verkündete Volbert ihr den Wunsch seines Vaters, sie ihm als seine Braut vorzustellen. Erschrocken und zögernd erwiderte die Nixe — es fiel ihr nichts Besseres ein, denn sie konnte ja nicht laufen, sie konnte sich höchstens auf einen Stein am Ufer schwingen —: „Ich habe keine Schuhe anzuziehen, Liebster!“ Da lachte Volbert laut: „Die Schuhe werde ich dir schon besorgen!“

Am nächsten Tag ging er zu einem Goldschmied in der Nähe und bat den Meister, ihm ein Paar zierliche, silberne Damenschühchen zu arbeiten. Dieser lächelte pffrig und meinte: „Sollen es nicht goldene sein?“ Doch Volbert erwiderte: „Es müssen silberne sein, weil meine Braut ein silbernes Kleid trägt.“

Da arbeitete der Goldschmied die Schühchen, und der Graf stellte sie am nächsten Tag, weil er selbst mit seinem Vater ausreiten mußte, dahin, wo die Nixe immer am Flußufer auftauchte; dabei dachte er: Sie wird sie schon finden.

Und wirklich sah die Nixe die Schuhe. Aber gleich schwang sie sich wehklagend auf einen Stein, der unter einer dickstämmigen Erle lag. Sie sah immer wieder die hübschen Schuhe an und klagte:

„Ach, wenn ich doch richtige Füße hätt', wie sind diese Schuhe so reizend und nett!“ Da kam der Zwergenkönig Gunnar unter den Wurzeln des Baumes hervor. „Ich habe dein Klagen gehört und will dir

gern helfen, Nixe“, sagte er mit seiner guten Stimme, „drei Wünsche sind dir freigestellt bei mir. Nun wähle...!“ „Oh“, rief die Nixe, schnell getröstet, „ich möchte ein Menschenkind werden und...“ — sie besann sich schnell, ihren Liebsten gleichzeitig einmal auf die Probe zu stellen — „... eine Gänsemagd möchte ich werden!“ Schon stand die Nixe als Gänsemagd da. Sie zog die silbernen Schuhe an und machte sich auf den Weg zum Schloß.

„Ich möchte als Gänsemagd hier dienen“, sagte sie bescheiden zu Volbert, der gerade über den Hof ging. Der sah die silbernen Schuhe und fragte scharf: „Woher hast du sie?“ „Ich fand sie in der Wiese am Fluß!“ Das klang ganz glaubhaft. Und weil ihm die Magd gefiel, zog er sie scherzend an den langen Zöpfen und sagte: „Du kannst hierbleiben. Und heute Abend kommst du in mein Gemach, du scheinst mir ein reizendes Schätzchen zu sein!“ Die Nixe, die er jedoch nicht erkannte, sah ihn ernst aus großen Augen an und sprach: „Gewiß, Herr, aber erst, wenn ich die Frau Gemahlin bin...!“

Da lachte der junge Graf hell auf: „Puh! Eine Gänsemagd...!“ Er drehte ihr verächtlich den Rücken und ging zum Stall, um auszureiten.

Die Nixe lief wieder jammernd zu ihrem Zwergenkönig und wünschte sich nun, ein reiches Burgenfräulein zu sein. Das geschah, und auf einem großen Fest sah sie Volbert zum zweitenmal. Sie tanzte unerkannt mit ihm, und er, von ihr entzückt, erklärte ihr seine Liebe. Doch nun fragte sie ihn, ob er ewig treu sein könne; und als er nickte: Ob auch keine andere Liebe in seinem Herzen ruhe. Darauf beteuerte er hoch und heilig: Keine! Plötzlich aber ließ seine Dame ihn stehen, wandte ihm stolz den Rücken zu und verschwand im Tanzgewühl. So sehr er auch nach ihr suchte, er fand sie nicht mehr.

Seine Nixe war schon längst wieder in die Nähe ihres Reiches entflohen. Sie bat den Zwergenkönig inständig, ihr als dritten Wunsch die frühere Gestalt zurückzugeben. Danach ließ sie sich nie wieder sehen.

In der Gluthitze eines Sommertages erwachte Volbert aus einem tiefen Schlaf, den er im kühlen Wiesengrün am Flußufer getan hatte. Angebunden an dem Stamm einer Erle stand hinter ihm sein Reitpferd. War das Nixenabenteuer wirklich nur ein Traum gewesen? Vielleicht!

Aber seltsam blieb es doch, daß dieses Grafengeschlecht, dessen einziger Stammesträger er noch war, ausstarb, denn er holte sich keine Gemahlin auf sein Schloß. Nach seinem Ableben fand man mehrere in Holz geschnitzte Nixenfiguren an den Treppengeländersäulen und an den Truhen des Hausmobiliars.

Lockendes

Dreihunderttausend Deutsche reisen jährlich nach der Pyrenäenhalbinsel! Sie ist zum Reiseland ersten Ranges geworden, weil sie das Land der Gegensätze schlechthin ist und zugleich das der Härten und Geschmeidigkeiten, was auf jeden Mitteleuropäer einen unwiderstehlichen Reiz ausübt.

Zudem gibt es für Leute mit Humor immer etwas, worüber sie sich amüsieren können; deshalb raten viele, mit der Eisenbahn



Blick auf Deiero

Spanien

umherzureisen, weil dadurch engerer Kontakt mit den Einheimischen gewonnen würde und man ebenso drollige wie fatale Erlebnisse haben könne, die nur in Spanien möglich wären. Es braucht ja nicht gerade ein Tren borregero zu sein, also ein Bummelzug, der aus einem Personenwagen und sechs Waggons mit Hammeln besteht und von einer Henschel-Lokomotive aus dem Jahre 1910 über die Pässe gezogen wird. Übrigens — ganz im Vertrauen: Das Wort Tren borregero darf man nicht in Anwesenheit einer Spanierin gebrauchen, sonst geht sie prompt aus dem Zimmer; männliche Hammel nämlich, borregos, gelten in Spaniens Damenwelt als unge-sittete Tiere.

Auch ohne Karls des Großen „Spanische Mark“ finden sich auf der Halbinsel unendlich viele Dinge, die uns unmittelbar angehen; sie gehören jedoch einer späteren



Die römische Wasserleitung von Segovia. Die Steine werden ohne Mörtel zusammengehalten

Epoche an. Iberien ist uralter Kulturboden. Schon vor etwa 30000 Jahren gab es dort Künstler, von denen noch heute gesprochen wird. Es sind jene Anonyme, die im Norden und an der Costa brava ihre Wunschträume nach Jagderfolgen an die Höhlenwände malten, mit einer Naturtreue und einer Verve, die jeden verblüfft. Wer diese Menschen waren, wissen wir nicht genau. Forscher nahmen als sicher an, daß zumindest die Iberer an der Ostküste aus Afrika stammen, wo es noch jetzt in Mauretanien den Stamm der Nektiberers gibt. Nach diesen Iberern trägt nicht nur der Ebro, sondern die ganze Insel ihren Namen. Die anderen, jüngeren Bezeichnungen „Spanien“ und „Pyrenäenhalbinsel“ sind römischen und griechischen Ursprungs.

auch die krassen Klimaunterschiede, gab es Gegenden, in denen die römischen Kaiser entweder gar nicht hingelangen wollten oder konnten, weil es dort zu unwirtlich war, oder wo sie sich nur mit starken Truppenkontingenten halten konnten. Dazu gehörten die Pyrenäengebiete und die heutige Provinz Galicien, ein früher besonders von Kelten (Galatern) besiedelter Landesteil. Beide Gegenden sind noch heute von Geheimnissen umwittert — trotz Autobus und Rundfunk. Es sind noch keine 150 Jahre her, daß in abgelegenen Pyrenäentälern heimlich ein Gott mit dem Namen Marmes verehrt wurde, dessen Altar jetzt im Museum von Toulouse gezeigt wird. Und von den Maragatos, die in den Bergen um Astorga hausen, weiß man nicht, ob es



Nachdem die spanischen Könige das Land zurückerobert hatten, wurde jede Stadt stark befestigt. Auf dem Bild die Stadtmauer von Avila

Als einer der eindrucksvollsten Zeugen der arabischen Epoche gilt der Löwenhof in der Alhambra in Granada



Die Iberer siedelten zwar zunächst nicht im Landesinneren, sie sollen vielmehr erst dorthin gelangt sein, nachdem die Kelten aus Frankreich hereingeschlüpft waren. Iberer und Kelten vermischten sich und nahmen in der Folgezeit willig auf, was ihnen die in Cadix und Malaga kolonisierenden Phönizier im ersten Vorjahrtausend an Errungenschaften des Orients boten. Dafür bekamen diese von den Iberern Metallfabrikate, in deren Herstellung sie führend waren. Und man vermischte sich wieder, als die Römer ins Land kamen, also zur Zeit des Kampfes etwa zwischen Karthago und der Tiberstadt um die Macht im Mittelmeer. Da aber Iberien nicht nur die vielfältigsten Landschaftsformationen besitzt und deshalb

Nachfahren der Goten oder gar der Alanen sind, jener Völker also, die aus dem Schwarzmeergebiet durch Mitteleuropa zogen und nach Iberien abgedrängt wurden. Man weiß nur, daß sie ausschließlich unter sich heirateten. Auch Westgoten, Vandalen und Schwaben zogen zur Zeit der Völkerwanderung durch Spanien. Die Schwaben — Sueben — aber gingen bald im Iberertum auf, die Vandalen setzten nach Afrika über, wo sie hundert Jahre später von den Byzantinern aufgerieben wurden, und Westgoten gründeten ein großes Reich, das sich zwischen Loire und Gibraltar erstreckte und Geschichte gemacht hat. Ohne den Neid des arabischen Statthalters in Nordafrika auf die Erfolge seines

Unterführers Tarik anläßlich eines bewaffneten Ausflugs nach Andalusien wäre Spanien vielleicht die trostlose und doch auch wieder segensreiche Epoche erspart geblieben, die mit der Besetzung des Landes durch die Araber begann und etwa 800 Jahre gedauert hat.

Immerhin — bald nachdem im 8. Jahrhundert der Gote Pelayo von seinem Schlupfwinkel in den kantabrischen Bergen über der Biscaya die „Reconquista“, die Befreiungskämpfe, einleitete, sprach schon die Welt von den berühmten Geistes- und Handelszentren der Araber in Cordoba und später von denen Granadas und Toledos. Unnütz, geschichtliche Tatsachen kritisieren zu wollen: So fürchterlich die Folgen der Vertreibung von Arabern und Juden während des 15. und 16. Jh. auch waren, diese Tatsachen trugen unmittelbar

Bodenschätzen und unglaublich fruchtbaren Küstenstrichen auch ist, eine 200 Jahre währende Korruption in Verwaltung und Königshaus bringt schließlich jedes Land an den Bettelstab, erst recht, wenn es infolge seiner Lage hinter einer verkehrshindernden Gebirgsmauer von den Nachbarn abgeschrieben werden kann. So kam es, daß Spanien im 18. Jh. für Europa uninteressant zu werden begann. Das aber bewahrte es jedoch auch davor, an interkontinentalen Wirren zugrunde zu gehen, wie es unter Napoleon oder 130 Jahre später möglich gewesen wäre.

Und ohne die schicksalsbedingenden Pyrenäen wäre Spanien nicht mehr das Land, das sich als einziges in Westeuropa in solchem Maße Sitten, Denkmäler und Kultur bewahrte, die wie ein aufgeschlagenes Bilderbuch über 3000 Jahre Mensch-



Anläßlich des berühmten valencianischen Volksfestes legen die Mädchen kostbare Kleider an



Die breite Av. San Fernando in Sevilla. Hinter den Palmen die Tabakfabrik

dazu bei, das Gesicht des Landes zu formen wie etwa die Reformation das Antlitz Mitteleuropas. Solche Geschehnisse gehören zu den Niedergängen, wie sie jedes Land nicht nur einmal über sich ergehen lassen muß — in der ganzen Welt.

Nachdem Columbus das Tor zur Neuen Welt aufgestoßen hatte und sich das wirtschaftliche Schwergewicht in ungeahnt große Räume verlagerte, zugleich aber der Islam in Spanien aufgehört hatte zu existieren, begann Spaniens atlantische Zeit; das Goldene Zeitalter, mit Intrigen unter den Granden, mit Eifersuchtskämpfen gegen den Nachbarn und mit dem Kampf um die Seegeltung gegen England, den Spanien verlor.

Aber so reich die Pyrenäenhalbinsel an

heitsgeschichte Auskunft geben. Man könnte auch sagen, wie ein einziges schillerndes Museum unter freiem Himmel, in dem nichts in Glasvitruinen behütet und dem Sonnenlicht entzogen, sondern alles Bestandteil des spanischen Heute geblieben ist! Einer spanischen Allgegenwart, die als Getreidekarren an der altiberischen Stadtmauer Tarragonas vorübertrumpelt, mit überfüllten Autobussen den Römeraquädukt Segovias quert, mit einer Herde Schafe am Westgoten-Kirchlein Venta de Banos entlangtrippelt oder welche im schattigen Vorhof der cordobeser Mesquita junge Andalusierinnen ihre Säuglinge stillen läßt.

Die Sitten? Und die Menschen? Auf Schritt und Tritt begegnen uns Merkmale der



An der Ostküste besaßen die Phönizier Handelsfaktoreien, von denen Cadiz die bedeutendste war



Das mittelalterliche Stadttor in Daroca



Blick auf die arabische Stadtmauer und Daroca

Jahrhunderte. Auf den Gassen der Zigeunerviertel im Süden vollführen feingliedrige Gitanas — Zigeunerinnen — ihre uralten Tänze, die ihre Ahnen schon in Indien getanzt haben mögen, und lassen sich vom Geklapper der Kastagnetten begleiten, so leise oft, als raschele dürres Laub. Als reinrassigster Typ flanieren Kastilier und Asturier über die abendlichen Promenaden, um — o Graus für Leute aus dem Norden! — bis zum Abendessen um 22 Uhr den Hunger zu vertreiben. Mediziner behaupten, daß sich an Hungernden leicht das Feuer der Phantasie entzündet;

vielleicht sind die Spanier infolge der vertrackten Essenszeiten zu solch begehrten Liebhabern geworden. Behäbig wiederum sitzen Galicier an den Restaurantischen von Lugo oder Coruna — dort speist man zum Glück auch wieder um 13 und 19 Uhr — und genießen ihr Nationalgericht, den hochstämmigen Kohl. Ehe ich's vergesse: Nennen Sie keinen Spanier versehentlich einen Gallego, also einen Galicier, er wird Sie durchbohren — zunächst nur mit den Augen, versteht sich. „Gallego“ nämlich ist ein Schimpfwort, weil Galicier — es läßt sich nicht leugnen —

etwas allzu schwerfällig sind und für geistig unterbemerkt gelten. Begegnet uns aber auf der Calle Sierpes, der „Schlangenstraße“ in Sevilla, ein Mann mit pechschwarzen Augen, breiter, gebogener Nase und rötlichbraunem Teint und entnimmt seinem Etui eine Zigarette, so ist das eben kein Zigarettenui, sondern eine „petaca“. Der Mann nämlich hat Indianerblut in den Adern, seine Vorfahren kamen mit Hernan Cortez, dem Eroberer Mexikos, als Sklaven nach Spanien, und diese importierten das indianische Wort für „Etui“ — „petaca“.

Das alles ist recht fremdartig. Irgendwie heimisch fühlen wir uns jedoch, sobald die Kathedralen von Burgos, Malaga oder Valladolid ihren Reiz auf uns ausüben. Man spürt förmlich die Hand deutscher Baumeister, die wie Meister Wilhelm aus Schwäbisch Gmünd, die Nürnberger Gil und Diego Siloe oder Simon von Köln in ihren größten Werken deutsches Empfinden dem Sonnenglast spanischer Städte anpaßten. Oder wir entdecken eine uns vertraute Formensprache im Chorgestühl des Münsters von Palencia, wo Roderich „der Deutsche“ Drollerien ins Holz schnitzte, die auch vor dem allzu Menschlichen nicht haltmachen.

Und das vielbesungene spanische Temperament? Außer bei den Volksfesten auf dem Dorfplatz oder während der „Fallas“ in Valencia, bei denen man auf Straßen und Plätzen tanzt, feiert es geradezu Triumphe bei einer Corrida, einem Stiergefecht. Zugegeben, es ist ein blutiges Schauspiel. Diese alte Tradition darf aber Spaniern nicht zum Vorwurf gemacht werden — Südländer haben nun mal von Grausamkeiten leider eine andere und uns Mitteleuropäern schwerverständliche Auffassung. Hinzu kommt noch, daß ebenso wie im alten Orient, in Nordafrika, Südfrankreich und Sardinien — im antiken Kreta gab es gleichfalls schon Wettspiele mit Stieren —, auch in Iberien



Kleiner Weiler
in Andorra

der Stier als Symbol der Kraft und des männlichen Prinzips schlechthin verehrt wurde. Das Christentum formte dies heidnische Sinnbild in das einer zu bekämpfenden Körperlichkeit um, und im Mittelalter wurden Stiergefächte gleichsam zu symbolhaften Handlungen des Kampfes gegen das Böse. Damals waren sie nur Rittern vorbehalten, die den Stier mit der Lanze töten mußten.

Heute haben Corridas dadurch viel von ihrer Blutigkeit verloren, daß den Pferden ein Lederpanzer umgehängt ist, so daß sie nur zufällig aufgespießt werden können. Und wer gesehen hat, wie ehrerbietig sich die Zuschauer kleiner Städte (der Madrider ist dazu schon zu blasiert) von ihren Sitzen erheben, um einen unterlegenen und hinausgeschleppten Stier zu grüßen, nachdem er sich tapfer gewehrt hat, begreift, wie tief mediterrane Kultur im Volk verwurzelt ist.

Eine Corrida sollte man in Zaragoza besuchen. Dort ist noch etwas vom Helden- tum aus der Zeit des Ritters Roland oder der Befreiungskämpfe gegen napoleonische Grenadiere wach, deren Kugelregen sich Agostina, das „Mädchen von Zaragoza“, an der Seite ihres Geliebten entgegenstellt. Es heißt, jeder, der einmal in Spanien war, könne nie wieder ganz unglücklich werden. Daran ist viel Wahres. Auch wenn man sich nur ganz kurz im Lande aufhielt



In Andalusien leben viele Zigeuner, die für ihre Festtage ein ringförmiges Brot aus Maismehl backen

und nur den Madrider Prado aufsuchte, diese einzigartige Kunstsammlung Europas mit den Werken aller großen europäischen Maler — und mit der Büste der „Dame von Etsche“, dem einzigartigen Porträt einer iberischen Königin. Die prunkvolle Hofetikette mit General Francos Marokkanergarde im blauen Burnus und auf Gäulen, deren Hufe gold oder silber bemalt waren, wurde

zwar vor einigen Monaten abgeschafft. Aber aus den Prado-Bildnissen Grecos und Velasquez spricht immer noch jene Etikette zu uns, die bis 1918 auch in den Sälen der Wiener Hofburg gepflegt wurde, eine Etikette, die Jahrhunderte hindurch das Rückgrat Europas stärkte und für unsere Großeltern die Quintessenz der „guten alten Zeit“ gewesen ist.

Dr. W.

Die Vegetation der Mittelmeerküste zeigt mitunter tropischen Charakter



Tiefe Schluchten durchziehen die Sierra Nevada (Schneegebirge). Hier befinden sich die südlichsten Gletscher Europas



Für unsere Schachfreunde

Schachklub Hoesch 32

Wichtiger Hinweis: Durch den Umbau der Gaststätte Concordia waren wir gezwungen, unser Spiellokal zu verlegen. Wir spielen nunmehr in der Gaststätte „Zum alten Schloß“, Bornstraße, Ecke Mallinckrodtstraße. Unser Spielabend ist nach wie vor jeden Donnerstag ab 18 Uhr. Alle Schachfreunde und vor allem Jugendliche, die Interesse am königlichen Spiel haben, sind jederzeit herzlich willkommen. Seit unserem letzten Bericht in der Juni-Ausgabe haben einige Spieler unseres Vereins wieder schöne Erfolge erringen können.

So haben bei der

Verbandsblitzmeisterschaft

in Herten, an der 11 Bezirksmannschaften teilnahmen, die Vertreter unseres Vereins — Köhn, Willners, Bartsch, Janz und Mischke — maßgeblichen Anteil an dem Sieg von Dortmund I vor Essen und Emscher/Lippe und an dem guten Mittelplatz von Dortmund II.

Auch in der Blitz-Einzelmeisterschaft von Dortmund konnte unser Spielleiter — Schachfreund Willy Bartsch — einen schönen Erfolg erringen. Bei stärkster Konkurrenz holte er sich den Titel Blitzmeister und Pokalsieger 1959. Auf Platz 2 landete sein alter Vereinsrivale Fritz Schrieck; Platz 4 und 5: Köhn und Janz. Mit vier von fünf ersten Plätzen stellte der Schachklub erneut seine Vorherrschaft im Blitzschach unter Beweis.

Im Vereinsleben

nimmt das laufende Vereinsturnier einen breiten Raum ein. 48 Spieler nahmen im vergangenen Herbst die Kämpfe um Sieg und Meisterschaft auf. Leider mußten wegen Arbeitsüberlastung, Studium usw. 10 Teilnehmer das Turnier vorzeitig aufstecken.

In Gruppe I hält Altmeister Albert Mischke mit 7 Punkten aus 7 Partien (!) die Spitze, gefolgt von Köhn, Bartsch und Graw. Albert Mischke, der zu den Mitbegründern des Vereins zählt und oftmals Vereinsmeister war, hat wiederum die größte Aussicht, diesen stolzen Titel zu erringen und als Siegespreis einen schönen Schachstisch zu gewinnen, denn die 3 Erstplatzierten jeder Gruppe erhalten wertvolle Preise. Die Gruppe II sieht Schachfreund Bieselt mit 8 Punkten aus 11 Partien in Front vor Werner Grawe 7, Winter 6½, Krieger 6 und Tuinman 5½ Punkten.

Auch in der 3. Gruppe wird erbittert gekämpft. Hier führt A. Schmidt mit 6 Punkten vor Grünwald, Zörner, Steinau und Teller mit je 4 Punkten.

Bei dem letzten Wanderpreis-Blitzturnier, das im Juni durchgeführt wurde, ging E. Brozio ein weiteres Mal als Sieger der Gruppe II hervor. Die Gruppe III sah erstmalig O. Steinau als Sieger und Gewinner der Plakette für ein viertel Jahr.

Um die Freude am Turnierschach

zu steigern, den Nachwuchs zu fördern und damit auch die Spielstärke der unteren Mannschaften zu heben, hat der neue 1. Vorsitzende, Schachfreund Werner Teller, einen wertvollen Silberpokal — den sogenannten Klub-Pokal — gestiftet. Dieser Wanderpreis ist für eine Laufzeit von 12 Jahren vorgesehen und wird demjenigen zu eigen übergeben, der die meisten Siege zu verzeichnen hat.

Das Turnier um diese schöne Trophäe läuft neben dem Vereinsturnier und beginnt immer im Juli/August und endet Ende Juni des darauffolgenden Jahres.

Der wichtigste Punkt der Austragungsbestimmungen ist der, daß den talentierten Nachwuchsspielern die Chancen gegeben werden, innerhalb eines Jahres zur 1. Mannschaft aufzurücken, falls sie zu den 3 Erstplatzierten der Endrunde zählen.

Aus einer erforderlich gewordenen Nachwahl des Spielwirts und Verwalter des wertvollen Spielmaterials ging Schachfreund Otto Steinau einstimmig hervor. Zu seinem Stellvertreter und Mitarbeiter wurde der Jugendliche Klaus Wiczorek gewählt.

Abschließend noch einen kleinen Ausblick auf die kommenden Ereignisse und

das neue Spieljahr

Anfang September wird eine jugoslawische Spitzenmannschaft auf Veranlassung unseres Vereins in Dortmund gegen eine Stadtauswahl antreten. Zu diesem Freundschaftskampf, der an 10 Brettern ausgetragen wird, stellt unser Verein 4 Spieler ab (Schrieck, Köhn, Willners, Bartsch).

Zu den Mannschaftsmeisterschaften 1959/60 meldet der Schachklub Hoesch 32 wiederum 4 Mannschaften, die die Farben des Vereins innerhalb des Bezirks, des Verbandes und des Bundes vertreten.

Unsere 1. Mannschaft, die in Deutschlands höchster Klasse spielt und mit Köhn, Willners, Schrieck, Bartsch, Mischke und Verholen Spieler hat, die weit über die Grenzen Dortmunds bekannt sind, muß mit den besten Mannschaften aus Essen, Herne, Hamm und Bochum die Klingen kreuzen. Nur der Sieger hat Aussichten, durch weitere Ausscheidungskämpfe den Titel Deutscher Mannschaftsmeister zu erringen.

Die 2. Mannschaft, die in der Verbandsklasse des Industriegebiets spielt, muß sich mit den besten Mannschaften des östlichen Industriegebiets auseinandersetzen.

In den beiden unteren Mannschaften, in denen vorwiegend unsere Nachwuchsspieler zum Einsatz kommen, wird ebenfalls erbittert um Sieg und Aufstieg gekämpft.

— W. B. —

Ein Sieg in der Bundesklasse

Der Schachklub Hoesch 32 spielt schon seit einigen Jahren in der Bundesklasse, das ist die höchste Schachklasse in Nordrhein-Westfalen. Hier treffen sich die Spitzenspieler der stärksten Schachvereine und liefern sich meist erbitterte Kämpfe. Unser Schachfreund Heinz Verholen ist von Anfang an dabei und hat bisher in den schweren Kämpfen keine Partie verloren. Das will schon etwas heißen. Seine Erfolge verdankt er seinem feinen Positionsspiel und der großartigen Endspielbehandlung. Ein Musterbeispiel ist die nachfolgende Partie aus den Bundeskämpfen.

Lösungen aus dem Juniheft

Lösung des Problems O'Keefe und Beale

Vorbereitet sind die Matts Tg6 beliebig 2. Se4—d6 bzw. Se4—g3, Sd7 beliebig 2. De7—e5 und Sb3 beliebig 2. Sc6—d4, aber der Lösungszug 1. Se4—c5! ändert das Bild: Tg6—f6 2. De7—e4 matt, T beliebig anders 2. De7—e6 bzw. De7—g5 matt. Probleme dieser Art ganz ohne Bauern sind äußerst selten.

Lösung des Problems Sagorujko

Die Möglichkeiten Th8+ 2. Lf8+ bzw. Le5+ 2. Ld6+ Ke4 3. Tc3 matt muß man opfern. Es löst 1. Tb5—b3! mit der Drohung 2. Lc5—e7! (und matt im 3. Zug — man prüfe nach!) und nun auf Th8+ 2. Tc8+ Kc4 3. Lf8 matt bzw. Le5+ 2. Tc7+ Kc4 3. Ld6 matt. 1. —, Lf6 zieht die raffinierte Folge 2. Tc6×e6+! Kc4 3. Te5 matt (oder K×c5 3. Dc6 matt) nach sich, auf 1. —, Kc4 schlägt mit Abzugsschach die Drohung durch und auf 1. —, Ke4 käme 2. T×e6 matt.

Das Rätsel

Lösungen aus dem Juniheft

Lösung des Silbenkreuzworträtsels

Waagerecht: 1. Oberon, 3. Borgia, 5. Altersheim, 7. Debatte, 9. Mennige, 11. Jabo, 14. Jute, 15. Dover, 17. Matrose, 19. Nebel, 20. Safari, 21. Leguan, 22. Lager, 23. Athene, 25. Derby, 27. Eden, 30. Rondo, 32. Larissa, 34. Inferno, 36. Kanister, 37. Gelege, 38. Taverne.

Senkrecht: 1. Obadja, 2. Ronde, 3. Borte, 4. Amen, 5. Alge, 6. Heimstaette, 8. Batzen, 10. Nixon, 12. Bodo, 13. Metro, 14. Jubel, 16. Vergaser, 17. Maria, 18. Selene, 19. Neander, 22. Laden, 24. Thema, 26. Byron, 27. Erika, 28. Paris, 29. Hafer, 31. Domaene, 32. Laster, 33. Sage, 34. Inge, 35. Nota.

Lösung des Zerlegerätsels

1. Schrebergarten, 2. Troß, 3. Ernst, 4. Milde.

Auflösung „Vier ist acht“

Waagerecht: 1. Sims, 4. Acht, 7. Ton, 8. Dido, 9. Grus, 10. Odem, 11. Merkur, 14. Fasan, 16. Gemse, 18. Prolog, 22. Urne, 24. Marc, 25. Kanu, 26. Heu, 27. Nest, 28. satt.

Senkrecht: 1. Sodom, 2. Idise, 3. Stock, 4. Angora, 5. Haue, 6. Tasman, 12. Rum, 13. Ufer, 15. sol, 16. Gaumen, 17. Specht, 19. Orkus, 20. Ornat, 21. Gruft, 23. Rabe.

Silbenrätsel

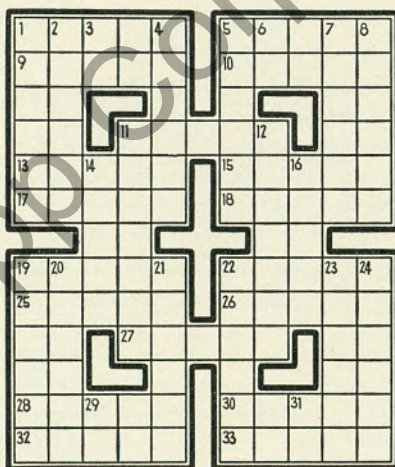
Aus den Silben: a — amt — ar — ay — bein — bel — bri — da — den — der — der — di — dieb — diens — dier — dom — eh — eib — ein — er — eu — fall — fle — gard — ge — gen — ger — gi — gre — gu — har — horn — irm — is — ka — ka — kin — lan — le — lo — lo — lol — ma — man — maus — men — na — na — ne — ne — ne — nen — ni — nuch — ny — o — rad — rauh — ren — ren — reu — ri — rie — ro — ro — ru — schnei — se — se — see — si — sor — sos — ta — tag — tel — ter — ti — tre — u — u — un sind Wörter der angegebenen Bedeutung zu bilden. Die ersten und dritten Buchstaben, jeweils von oben nach unten gelesen, ergeben ein Zitat aus Goethes „Faust“.

1. Fußsoldat
2. ungehobelter Mensch
3. Heilkraut

4. Oper von Lortzing
5. nichtsnutziger, fauler Mensch
6. angesehene unentgeltliche öffentliche Tätigkeit
7. südamerikanischer Staat
8. berühmter deutscher Bildhauer und Schnitzer (1460—1531)
9. Gedanke, Idee
10. sportliche Veranstaltung
11. Operette von Joh. Strauß
12. getrocknete Weinbeere
13. süddeutsche Universitätsstadt
14. pommerische Ostseeinsel
15. Berg bei Oberstdorf
16. Wochentag

17. Stadt und Wintersportplatz in Baden-Württemberg
18. Tunke
19. Raubtier
20. Wohlgeschmack
21. bekannte ital. Filmschauspielerin
22. Bekleidung für Regenwetter
23. Haremswächter
24. Geldschrank, Bankfach
25. Hanswurst
26. See am Fuße der Zugspitze
27. Blasinstrument
28. humorvoller plattdeutscher Dichter (1810—1874)
29. weibl. Vorname

Kreuzworträtsel Den Dreizehn lichten



Waagerecht: 1. Kurort in Graubünden, 5. festgesetzter Zeitraum, 9. Verdichtung des Wasserdampfes, 10. Leiste beim Hochsprung, 11. Fläche fürs Getreidedreschen, 13. drahtgewickelter drehbarer Teil beim Elektromotor, 15. Atmungsorgan der Fische, 17. Himmelskörper, 18. einjähriges Pferd, 19. Gewebe, 22. Niederschlag, 25. Frauenname, 26. islamischer Rechtsgelehrter, 27. bekannter Bühnen- und Filmregisseur (Vorname: Erich), 28. Los ohne Gewinn, 30. Vorhang, 32. mundartlich: Zaun, Torgatter, 33. in die Nordsee mündender Fluß.

Senkrecht: 1. Tropische Frucht, 2. stellvertretender Herrscher, 3. Einleitewort

für Fragen, 4. töricht, dummlustig, 5. seitlicher Stützsprung des Turners, 6. ägyptischer Sonnengott, 7. von Menschen oder Tieren erzeugter Klang, 8. nennt man die innere Handfläche, 11. Suppenschüssel, 12. plötzlicher Gedanke, 14. nennt der Weber die gesamten Längsfäden eines Gewebes, 16. Stockwerk, 19. anderer Name der Seekuh, 20. macht angeblich das Leben süß, 21. Teil des Bruches, 22. Umhüllung aus Blech, 23. Kunststil, 24. Komponist des Biedermeier, 29. französisch: und, 31. angebliche Körperausstrahlung.

Kreuzworträtsel einmal anders

OPER VON PFITZNER	NEBENFLUSS DER OKER	BEHAUSUNG AUS STOFF	ARZT UND PHILOSOPH GEST. 1541
GRUNDSATZ			
BAUMGANG			100 qm
OPER VON STRAUSS	HELL BRENNEND	APFE	
AUF DIESE WEISE	BAYRISCH: GRASLAND	STADT IN POLEN	ASIAT. STROM
LEHRMEINUNG		WELTGANZES	
LAT.: ZORN		HALBTON	
GRIECH. GÖTTIN DER JAGD	SPAN.: FLUSS		



CAMPING

VON H. BUNDFUSS



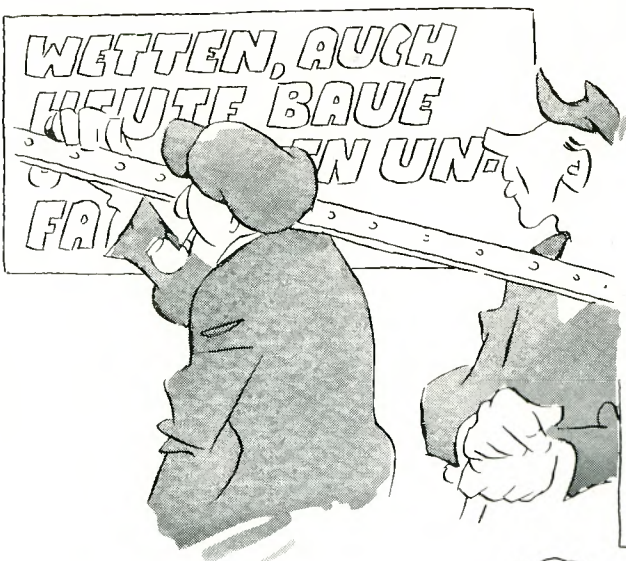
„Immer dieser elende Spirituskocher!“



Der Hüttenkieker

Die Familie ist in Ferien.
Ich bin ganz allein zu Haus.
Mein Strohvitwerdasein nimmt sich
gar nicht wie im Bildwitz aus:
Essen tu' ich in der Hütte,
waschen lasse ich auch da.
Kohlen-Einschlag — wenn die andern
hier sind, tu' ich's auch, na ja.
Meine leere Kaffeetasse
türmt sich in der Wanne nicht.
Und Sauforgien? Aber wann denn?
Wer sich davon was verspricht ...
Ja, ich hebe schon mal einen,
einen mehr als sonst, vielleicht,
(dem, wenn hier, auch meine Alte
grundsätzlich nicht abgeneigt!)
Früh halb fünf geht der Wecker
ganz wie sonst. Dann steh' ich auf,
und ich kriege meine Straßen-
bahn wie sonst im Dauerlauf.
Alle frozeln im Betriebe:
„Emil, ha! als freier Mann!“
Es gibt noch der Ur-Philister
sich wie Casanova dann.
Sag' ich harmlos, bei Schichtende:
„Dschüß, jetzt gehn wir an die Luft“,
wird mir listig zugezwinkert:
„Don Juan! Wohin, du Schuft?“
Kauf' statt Hering ich mal Thunfisch
abends bei der Krämersfrau,
grinst die wie Marlene Dietrich,
doppeldeutig, frech und schlau.
Ruf' ich dem Teenager unten
„Na, wie geht's denn?“ freundlich zu,
kichert diese süße Krabbe:
„Huch, Herr Kieker, nein, du du ...“
Daß man's Tagewerk verrichtet,
damit ist's heut' nicht getan.
An Strohvitwer legt Frau Fama
ihren eignen Maßstab an.
Irgendwas muß, scheint's passieren,
hab ich das auch gar nicht vor.
Warum setzt mir jeder zweite
'nen pikanten Floh ins Ohr?
Und ich sollt's nur mal riskieren:
abends richtig saufen gehn
und mit Liselotte nachher
auf dem Borsigplatze stehn!
Eine anonyme Karte
flöge sechsfach gleich ins Bad:
„Kehre heim, betrogene Gattin,
und biege alles wieder grad!“
Die Familie ist in Ferien
(ich fahr später mal allein),
aber, liebe Leut', auch dann nicht
laß ich mich in Zicken ein.
Seht, ich tapezier' die Küche,
denn jetzt hab ich dafür Zeit.
Und ich lebe von der Freude
darauf, wie die Frau sich freut.
Michaels defekten Roller

nehme ich mir vor alsdann,
und Ulrikens Puppenwagen,
zum Verchromen, kommt auch dran.
Dabei denk ich ganz im stillen
übers Wirtschaftswunder nach
(unser aller Größenwahnsinn),
und daran, wie's war danach.
Und ich denke an die Kumpels,
wunderlich dann abgebaut,
wie man ihnen einen Trost-Job
bei der Gartenschau vertraut ...
Und dann kam das Wunder wieder,
kleiner zwar, doch still und steif —
und es tat so gut, zu fühlen,
wie jeder wieder schuffen geht.
Unsre Schulden, die wie Halden
sich getürmt, sind abgetragen,
weil wir uns an weitere Wunder
kaum mit Ratenkäufen wagen!
Fließt der Stahl bei uns in Mengen,
weicht die Sorge, die uns droht,
und wir haben ja auch Männer,
die uns schützen vor der Not. —
Na, jetzt ist der Roller fertig.
Was der Junge dazu sagt?
Meine Frau schreibt, daß er drüben
oftmals nach dem Vati fragt.
Menschenskind, ein Stall voll Blagen
ist das Schönste auf der Welt!
Was hat in der letzten Tüte
ein Milliardär von seinem Geld?
Und hier draußen in der Siedlung
lebt ein Kind im Paradies.
Jedem wünschte ich ein Häuschen,
friedevoll und schön, wie dies.
Fragt man mich nach meinem „Hobby“:
Gartenland, ein kleiner Stall,
und im Abendlicht aufglühend
Öfen, Schlote, Essen all' ...
Ich bin noch vom alten Schlage,
da zu Haus, wo's Brot mir reift.
Wenn vielleicht auch heute mancher
Großstadtmensch mich nicht begreift.
Friede — welcher Konfession auch
der und jener immer ist:
Er begreift, daß du das Beste
aller irdischen Güter bist.
Um ein flüchtig Abenteuer
soll ich Frieden wohl riskier'n?
Nein, da muß dem Hüttenkieker
ganz was andres noch passier'n!
Die Familie ist in Urlaub.
Kommt sie eines Tags zurück,
ja, dann pflege ich mein Hobby:
Kinderland, Familienglück.
Weint inzwischen Nachbars Fränzken:
„Na, wo fehlt's denn, kleiner Mann?
Schaukelpferd hat's Bein gebrochen?
Onkel Kieker leimt dir's an.“
Das wär's wieder mal für heut'.
Nächstens mehr. Adschüß, ihr Leut'.



LAPPES

AUS'M MARTINWERK

WENN DU
ICH KEINE
FALL

QUATSCH



UNFAULTEXTE TUT MAN DICHEN
UM SICH STRENG DANACH ZU RICHTEN
WER SIE EINFACH JGNORIERT
ES AM EIGENEN LEIBE SPÜRT

WER IST'S DER SICH DAGEGEN WEHRT—
KOLLEGE FRITZ VOM MARTINWERK
ER SCHIKT DEN LEICHTEFUSS KURZERHAND
IN'S VIELGENANNTTE TRÄUME—LAND



4 Kalisch

**Nur
fehlerfreie Ware
ist verkäuflich!**

